



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actienbruckerlei in Fulda.

Nr. 27. Sonntag den 5. Juli 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 30 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonelzelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auktions-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich der Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist zu 10 a. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbiten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentalender. — Fünfter Sonntag nach Pfingsten. — Böse und gute Zunge. — Aus dem Kalender der Woche. — Verkümmte Christenlehre. — Diasporafahrt. — Der Apologet im Kontor. — Glossen zur Abwehr. — Allerlei über Kindererziehung. — Briefe an einen Jüngling — Merk's.

Wochentalender.

Sonntag, 5. Juli, 5. Sonntag nach Pfingsten.
Montag, 6. Juli, Oktav von Peter u. Paul, Soar.
Dienstag, 7. Juli, Willibald, B., Laurentius v. Brindisi.
Mittwoch, 8. Juli, Kilian, Martyrer.
Donnerstag, 9. Juli, Elisabeth von Portugal, Witwe.
Freitag, 10. Juli, Sieben Brüder, Felicitas, Amalia.
Samstag, 11. Juli, Pius I., Papst und Martyrer.

Fünfter Sonntag nach Pfingsten.

Die wahre Gerechtigkeit.

Evangelium Matth. 5, 20—24.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichtes schuldig sein. Ich aber sage euch, daß ein jeder, der über seinen Bruder zürnt, des Gerichtes schuldig sein wird. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Hala! wird des Rates schuldig sein; und wer sagt: Du Narr! der wird des höllischen Feuers schuldig sein. Wenn du daher deine Gabe zum Altare bringst und dich daselbst erinnerst, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß deine Gabe alda vor dem Altare und geh zuvor hin und verfühne dich mit deinem Bruder, und dann komm und opfere deine Gabe.“

Böse und gute Zunge.

Die Worte unseres Heilandes im heutigen Evangelium sind der Zunge gemäht. Wer zu seinem Bruder sagt: Hala! wird dem Hohen Rate verfallen; und wer sagt: Du Narr! wird des höllischen Feuers schuldig sein.

Ein ernstes Gericht, das über die Zunge ergeht! Nicht ein einziges Schimpfswort, will der Heiland sagen, wird straflos durchkommen. Der Inhaber einer bösen Zunge wird sogar mit dem höllischen Feuer bedroht.

Und wie leichtfertig nimmt es die heutige Welt mit dem Gebrauch der Zunge: Wie Schlossen aus den Wolken, so prasseln Lieblofigkeiten, Beleidigungen, Schimpfereien, Anzüglichkeiten, Rohheiten, Frechheiten, Bosheiten, Unflätigkeiten, Schmutzereien, Verwünschungen, Verfluchungen, aus unzähligen Mäulern. Wie Raben, Kröten und Eulen nur häßliche Rufe aus ihren Kehlen hervorbringen, so bringt auch so manche Zunge

nur Häßlichkeiten und Gemeinheiten hervor. Das ist nicht nach dem Willen des Heilandes. Darum hat er in der Bergpredigt eine Warnungstafel aufgerichtet und der bösen Zunge empfindliche Strafen angekündigt; nicht bloß die lieblosen, lägerischen, die unsittlichen Worte werden geahndet, sondern auch die nutzlosen, zwecklosen und gedankenlosen, die der Mensch hinauswirft wie Spreu oder Sand. Solltest du aber meinen, dieses Klappern mit dem Mund wäre steuerfrei vor dem höchsten König, dann schlage Mathäus am 12. auf und laß dir den Spruch der ewigen Wahrheit in die Ohren donnern: ich sage euch, daß ihr über jedes unnütze Wort, das ihr redet, Rechenschaft geben müßt am Tage des Gerichtes.

Anmut ist ausgegossen über deine Lippen, sagt der Psalm vom künftigen Erlöser. Isaia aber entwirft vom Messias folgende liebevolle Beschreibung: Mein Knecht wird nicht lärmen auf der Straßen und nicht schreien auf den Gassen; das geknickte Rohr wird er nicht brechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen. — Als Jesus in der Synagoge zu Nazareth eine Predigt gehalten hatte, gaben ihm die Zuhörer Zeugnis und Beifall und wunderten sich, aber die Worte der Anmut, Worte der Gnade, Worte der Freundlichkeit und Liebe, die aus seinem Munde hervorkamen. (Luk. 4, 16.)

Unverrückbar wie ein Fels in der Brandung war seine Herzensruhe und Selbstbeherrschung. Als die Feinde ihn beschimpft und die schrecklichsten Schmähungen gegen ihn ausgestoßen hatten, sagte er mit dem größten Gleichmute: Ich ehre meinen Vater, ihr aber entehret mich. Nachdem er vergebens seine Unschuld bewiesen, vergebens auf seine Wunder sich berufen, beobachtete er allen Anklagen und Lästerungen gegenüber ein ehrfurchtgebietendes, majestätisches Schweigen. Wem wäre nicht zu Herzen gegangen die sanfte, schmerzzerfüllte Frage an den Verräter: Freund, wozu bist du gekommen; mit einem Kuße verrätst du den Menschensohn? — Obwohl die Tugenden und Beispiele des Heilandes alle schön und einladend sind, wie die Trauben an einem Rebstock, so hat er doch gerade die Sanftmut uns vorgestellt mit den Worten: lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen.

Ja die Zunge, die Zunge, wieviel Gutes, wieviel Böses kann sie anrichten! Sie ist nach dem heil. Jakobus zwar ein kleines Glied, richtet aber dennoch Großes an; siehe ein winziges Feuer steckt einen riesigen Wald in Brand; auch die Zunge ist ein Feuer, eine ganze Welt von Bosheit. Mit der Zunge

loben wir den Vater und verfluchen die Menschen. Aus einem Mund geht Fluch und Segen hervor. Das, meine lieben Brüder, sollte nicht so sein Jak. 3, 5.

Ich will noch eine Geschichte hersetzen. Ein reicher Mann kam einst in ein kleines Fischerdorf an der Ostsee, um dort in der Stille einige Zeit zu wohnen. Am Abend fragte er im Wirtshause, ob ihm jemand einen Tausendmarkschein wechseln könne. Der Wirt aber hatte einen Tausendmarkschein nie gesehen und sagte: damit können Sie hier nichts bezahlen; hier müssen Sie alles mit Kleingeld beglichen. Als nachher noch andere Bauern ins Wirtshaus kamen, zeigte ihnen der Wirt den Schein und fragte sie, ob sie ihn vielleicht wechseln könnten. Sie lachten und sagten: was? Einen Tausendmarkschein? Den gibt es ja gar nicht! Und sie sahen mistrauisch zu dem Fremden hinüber. Dann kamen noch einige Fischer herein; die meinten auch, es gäbe höchstens Hundertmarkscheine, und die seien so selten, daß alle hundert Jahre einmal einer ausgegeben werde, wenn die Regierung eine — Anleihe mache. Und als er in sein Zimmer gegangen war, hörte er, wie unten ein Mann zu dem andern sagte: „Er hat überhaupt kein Geld, er ist ein Schwindler; wir wollen ihn windelweich prügeln.“ — Das wartete er aber nicht ab, sondern sprang vor Sonnenaufgang aus dem Fenster und lief zu der nächsten Stadt, wo er den Tausendmarkschein in lauter einzelne Pfennige umwechseln ließ. Dann nahm er einen Wagen mit zwei Säcken voll Pfennigen, fuhr in das Fischerdorf zurück, wo er dem Wirt das Abendessen in lauter einzelnen Pfennigen bezahlte.

Was lernen wir aus dieser Geschichte? — Der reiche Mann ist der Heiland, der nicht etwa einen Tausendmarkschein, sondern Gut und Blut für uns hingegeben hat. Nicht mit vergänglichem Gold oder Silber sind wir ja erkaufte, sondern mit dem Blute des unbesleckten Lammes Jesus Christus. Da könnte der Heiland verlangen, daß wir Gleiches mit Gleichem bezahlen: Leben für Leben, Blut für Blut hingeben. Und in der Tat haben Millionen von Martyrern danach gehandelt und so die Liebe des Herrn gleichsam mit einem Tausendmarkschein bezahlt. Du aber bezahle die Liebe Christi wenigstens mit dem Kleingeld: erweise deinen Eltern, Geschwistern, Freunden, Hausgenossen kleine Gefälligkeiten, Artigkeiten, Liebenswürdigkeiten, Dienste, und der Heiland wird es dir so anrechnen, als hättest du ihm selber diese Liebe erwiesen. Denn: „was ihr den geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan.“

Heute am Feste des kostbaren Blutes sollst du es geloben: Mein Heiland hat für mich sein Blut vergossen; so will ich diese Liebe vergelten durch Freundschaft gegen meine Mitbrüder, gegen Jesu Freunde und Brüder, gegen die künftigen Genossen meiner Seligkeit. Ablegen will ich um Jesu willen die böse Zunge und ansetzen eine gute Zunge. Liebe, Glück und Behaglichkeit will ich stiften bei allen, die im Leben mir nahekommen, verdienen will ich mir die Verheißung: Selig sind die Friedensamen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Der Held im Kapuzinerhabit.
St. Laurentius von Brindisi.

Nichts kannst du in unseren Tagen öfter hören als Schmähungen gegen die Kirche; schon unreife Bütschchen fühlen sich berufen, ihr wegwerfendes Urteil über die katholische Kirche und den kath. Glauben abzugeben, und vor dem Hasse, der aus solchen Aeußerungen spricht, kann einem wahrlich grauen. Nicht eigenem, vorurteilslosen Forschen verdanken sie ihre Ansichten, sondern glaubensfeindliche Zeitungen und verheerende Reden von Volksverführern sind die trüben Quellen, aus denen sie schöpfen. Hätten sie ein klein wenig Gerechtigkeitsempfindung, dann ließen sie gewiß auch die Gegenteile zum Wort kommen und gäben sich Mühe, diejenigen besser kennen zu lernen, die ihnen bisher, von der Wiege weg nur Gutes getan. Sie sähen dann in der arg verleumdeten Kirche nicht eine berufsmäßige Feindin des Fortschritts, der Kultur und Bildung, sondern im Gegenteil die treue Hüterin und Schützerin dieser hohen Volksgüter, die ohne ihr Wirken mehr denn einmal in Europa verloren gegangen wären. Sie kämen dann zur Erkenntnis, zu welcher der deutsche, protestantische Dichter sich durchgerungen und die er kundgab in den Worten: „Ohne die katholische Kirche wäre Europa eine mongolische Wüste.“

Ganz besonders wurde die Kirche durch das sie leitende Papsttum eine Retterin Europas zur Zeit der Bedrängnis durch die türkischen Horden. Während die Fürsten kleinmütig am Erfolge verzweifelten, ja, die französischen Könige im Kampfe mit den Habsburgern mit den Türken sich selbst verbündeten, wurden die Päpste nicht müde, zum Kampfe gegen den Erbfeind christlichen Glaubens und christlicher Gesittung anzurufen, und ihrem Bemühen ist es zu danken, daß der Siegeslauf des Halbmonds gehemmt und die schon nach Mitteleuropa vorgedrungenen Feinde in ihr heutiges Reich zurückgedrängt wurden. Hätte die Kirche sonst nichts getan für die Erhaltung der Kultur in Europa, wahrhaftig, schon das allein müßte ihr die Dankbarkeit seiner Geener sichern.

Eine Bestätigung des Gesagten bietet das Lebensbild des heiligen Kapuziners, dessen Fest der Kalender am 7. Juli erwähnt, des hl. Laurentius von Brindisi, der am 22. Juli 1559 das Licht der Welt erblickte. Im Alter von 16 Jahren trat der vornehme Jüngling in den Kapuzinerorden ein und erreichte bald leitende Stellungen in demselben. Im 1599 wurde er mit einigen Ordensgenossen nach Deutschland gesandt, um daselbst Klöster zu errichten, was ihm auch nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten in Wien, Prag und Graz gelang (1600). Aber die größte Aufgabe seines Lebens stand ihm erst bevor und das Gelingen derselben sollte ihm mit Fug und Recht einen Platz unter den größten Männern Europas sichern; es war nichts Seringeres als die Befreiung der christlichen Völker vom türkischen Joch. Mit Gutheißung des Papstes reiste er an die Höfe der deutschen Fürsten, um sie zu gemeinsamen Vorgehen mit Kaiser Rudolf gegen die Anhänger des Propheten zu bewegen. Es gelang ihm; als Oberfeldpater begleitet er die kaiserlichen Truppen und richtete ihren Mut auf, als sie, die nur 18000 Mann zählten, beim Anblick der sich ihnen entgegenstellenden 80000 Türken den Kampf nicht

wagen wollten. Auf seine den sicheren Sieg verheißende Predigt hin wurde der gewagte Kampf begonnen, und Laurentius war stets dort zu sehen, wo das Kampfgewühl am dichtesten und die Lebensgefahr am größten war. Die Schlacht endete vor Stuhlweissenburg 11 Oktober 1601 mit einem herrlichen Siege und fand am 14 Oktober durch den gleich glorreichen Kampf bei Tsholaki ihren glänzenden Abschluß. 30000 Türkenleichen bedeckten vor Stuhlweissenburg das Schlachtfeld, während die Kaiserlichen kaum nennenswerte Verluste erlitten. Das Kreuz, das Laurentius damals in der Hand trug und mit dem er die Truppen fort und fort segnete, wird heute noch in Innsbruck aufbewahrt.

Im nächsten Jahre wurde Laurentius zum Generalobern des ganzen Kapuzinerordens gewählt, war dann Generalkommissär bei Kaiser Rudolf in Prag und später päpstlicher Nuntius in München. Er starb zu Vissalon im 22 Juli 1619.

Die Namen der weltlichen Heerführer in den Türkenkriegen sind gewiß vielen Lesern bekannt; ob sie aber auch den Namen des heiligen Laurentius von Brindisi, der einen so hervorragenden Anteil an der Niederwerfung des Feindes von Europa hatte, bisher gekannt haben? . . . Er war eben Kapuziner also ein Ordensmann der katholischen Kirche, und daher würde seine Erwähnung schlecht zu dem behaupteten Satz passen, daß die Kirche und ihre Vertreter Feinde der Kultur seien. Es müßte dann zugestanden werden, daß die Kirche werktätig mitgeholfen, Europas Kulturgüter zu retten, und so ein Zugeständnis will man nicht machen, und Umdant ist schon immer der Welt Lohn gewesen und wird es auch ferner sein.

Der Kalenderschreiber.

Veräumte Christenlehre.

Ein 16jähriger Sträfling, der eine 2jährige Gefängnisstrafe abzubüßen hatte, legte folgendes Bekenntnis ab: „Wenn ich so einsam bisweilen in meiner Zelle sitze und denke an die Vergangenheit, so wird es mir von Tag zu Tag klarer, wie alles gekommen ist. Es stellen sich mir vor die Seelenaugen die zerronnenen Jugendjahre, und ich habe darin bereits ganz deutlich den roten Faden gefunden, welcher sich von den Tagen der Kindheit durch mein Leben hindurchzieht und mich mit 16 Jahren hierher geführt hat. Wie es nun aber war, will ich einfach und schlicht erzählen, so, wie es mir meine Jugenderinnerung wiedergibt.“

Ich bin geboren in einer großen Stadt am Rhein. Da besuchte ich die gemischte Volksschule, welche eine erweiterte ist. Ich durchlief eine Klasse nach der andern, ich lernte gut, ich besuchte die Schule regelmäßig, denn, wenn man das nicht tut, so wird man polizeilich bestraft. Meine Lehrer waren nicht unzufrieden mit mir, ich galt für einen guten Jungen, so gut, wie viele andere meiner Schulkameraden. Auch die Religion lernte ich ordentlich in den drei geselligen Wochenstunden. An den Sonn- und Feiertagen sollten wir auch den Gottesdienst besuchen. Ich tat es auch, aber die Wahrheit zu sagen, so genau hielt ich's damit nicht wie mit dem Schulbesuch. Ich konnte auch damals nicht recht begreifen, daß das Kirchenschwänzen eine so große Sünde, eine so verhängnisvolle Sache sei. Mein Geistlicher hat zwar uns Buben dies oft eindringlich eingeschärft; aber es wollte mir und manchem meiner Kameraden nicht recht einleuchten. Wir sahen nämlich, daß viele uns nahestehende Erwachsene und selbst Vorgesetzte es mit dem Kirchenbesuch gerade so hielten, wie wir Buben. Ja, daß sie hierin vielfältig noch leichtsinniger und noch gleichgültiger waren, als wir Buben. Das war mir rätselhaft und voll Widerspruch.

Ich kalkulirte nämlich wie folgt: Entweder ist die gottesdienstliche Sonntagsfeier wirklich eine so heilige, unverletzliche Christenpflicht, wie der Geistliche lehrt in der Schule und auf der Kanzel — oder sie ist es nicht. Wenn sie nun das erstere ist, wie kommt es, dachte ich, daß Vorgesetzte und ältere Leute sich dennoch nicht daran lehren, obgleich sie doch mehr Einsicht und Verstand haben sollen, als wir Buben? Oder wenn für sie die gottesdienstliche Sonntagsfeier keine heilige Pflicht, wenn sie nichts ist, haben dann wir Buben nicht recht, wenn wir sie auch schwänzen, wie wir können und mögen? So stand die Lehre des Geistlichen mit dem Beispiele der Erwachsenen und mancher Vorgesetzten im Widerspruch.

den ich nicht zu lösen vermochte. Was sollte ich denken: Der Geistliche lehrt nicht die Wahrheit oder es ist kein Ernst? Oder sollte ich glauben, die Erwachsenen handeln nicht nach Recht und Christenpflicht, oder sie haben recht, den Gottesdienst beiseite zu setzen. Infolge dieses mir unlöslichen Widerspruchs machte ich es halt, wie viele andere Buben; auch ich hielt so lange ich in die Schule ging, meinen Gottesdienst so, so, la la. Ich wollte es mit dem Geistlichen nicht ganz verderben; aber ich wollte dabei auch keinen gewissenhaften Ernst entwickeln. So kam es bei mir, daß mein Gemüt jener dritten Sorte vom Ackerfeld gleich, von der es heißt: Da der Sämann säete, fiel einiges unter die Dornen, und die Dornen wuchsen mit auf und erstickten den guten Samen.

Mit 14 Jahren verließ ich die Schule und kam in ein Geschäft; dabei hatte ich mit anderen Knaben noch die „Fortbildungsschule“ zu besuchen. Das war uns nicht gerade das angenehmste; aber wir mußten denn sonst wurden wir gestraft. Ich wechselte bald meinen Beruf und gedachte aufs Wasser zu gehen; aber es war nichts. So wurde ich Kaufmann, was in meiner Vaterstadt gar viele tun, wenn auch viele wenig Aussicht haben, eine Stelle zu finden. Nach meiner ersten Kommunion sollte ich auch die Christenlehre besuchen. In den ersten Wochen nach dem Weihen Sonntag tat ich es auch, denn an diesem in meiner Vaterstadt hochfeierlichen Tage hatte auch ich das Herz voll schönster Vorsätze. Als sich aber die Herzenserhebung dieses schönsten aller Jugendfeste etwas gelegt hatte, da gewahrte ich, daß bald einer oder der andere meiner Kameraden in der Christenlehre nicht mehr auf den ihm angewiesenen Platz ging, dann hin und wieder fehlte, endlich ganz ausblieb. Ich beobachtete, daß die Jungen anfangen, Zigarren zu rauchen, ein Spazierstöckchen in den Fingern zu drehen und zu schwingen, den Bierhäusern Besuche abzustatten, darin den Bänkelsängern und Sängerrinnen und „Komikern“ zu lauschen, im Schloßgarten und abendlich in den Straßen auf dem Bachfischfang auszugehen. Es dauerte nicht lange, da fand ich an diesen Dingen ebenfalls Gefallen, und ich fing auch an, die Christenlehre entsetzlich langweilig zu finden, und ich konzentrierte mich rückwärts, und so war ich so weit wie die anderen. Da zitierte mich der Pfarrer meinen Vater und machte ihm hierüber Mitteilung, ihn warnend, ihn auffordernd, daß er mich anhalte zum Kirchenbesuch, mich abhalte von den unangehörigen Dingen, an denen ich bereits starken Gefallen hatte.

Es wurde nicht anders mit mir und jetzt ging die Unwandlung in meinem Herzen und Lebenswandel rasch und gründlich vor sich. Ich wurde taub für den Ruf der Sonntagsglocke, die Zigarre zierte mein Gesicht, das Spazierstöckchen fuchtelte in meiner Hand, ein „Gehrod“ neuester Mode deckte meinen Leib, meine Augen blickten nach Gretchen und Babette und Litschen usw. Die Nacht wurde mir oft zum Tage und umgekehrt. Ich brauchte Geld und hatte von Haus aus wenig. Da dachte ich: Nun, wenn man keines hat, so nimmt man, wo man es findet. Man muß nur klug anfangen. So kam es, daß ich eine Zeitlang Geld genug hatte, ja fast im Ueberflusse, und in nicht sehr vielen Monaten hatte ich eine recht schöne Summe von Marken erobert. Ja, da lebte ich wie der Vogel im Hanffamen; das einzige Uebel war, wie ich meinte, daß man, wenn man es so gut hat, hin und wieder morgens an jener Krankheit leidet, womit Bacchus seine allzu eifrigen Verehrer heimzusuchen pflegt.

Aber, „das Kruglein geht zum Brunnen, bis es bricht“ und „jede Krugel macht ein Loch“, und so entstand ein Loch in der Kasse, mit der ich zu tun hatte, und „es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen“, so ging es auch mit mir. Welch ein Erwachen aus meinem Jugendtaumel, Welch ein Schreck in meinen Gliedern, als man mich verhaftete! Wie ein Donnererschlag traf's mein Ohr, wie ein Blitzstrahl durchflamte es mein Gemüt! O, was hätte ich darum gegeben, wenn es nur ein Trauma gewesen wäre, wenn ich die zwei Jahre seit der Schulentlassung hätte können zurückrufen, oder, wenn ich alle Sonn- und Feiertage in meinem Kirchenstuhl in der Christenlehre gesessen hätte! Dann wäre ich nicht auf die Armsünderbank gesetzt, dann nicht hierher geführt worden, dann wäre mir die Schmach und Strafe erspart geblieben! Nun aber bin ich da und fertige Düten und Selbstschuhe und lese Raffee und Sajan, und statt des feinen Gehrodes ziert meinen Leib eine billige, graue Jade. So bin ich ein jugendlicher Sträfling geworden. Und wenn ich mir meine trüben Gedanken mache, wie das hat kommen müssen, so muß ich sagen und gestehen: Der Anfang und die Ursache meines Verderbens war mein Verstummen der Christenlehre.“

Diasporafahrt.

(Schluß.)

Und der Weg führt durch Sand- und Heidegegend zum einsam gelegenen Arbeitshause, woselbst 28 Strafgefangene in ländlicher Kulturarbeit beschäftigt werden. Das Haus liegt gesund und ruhig. Der Oberaufseher empfing mich freundlich. Bis auf drei Insassen, die Zimmer, Küche usw. besorgten, waren alle draußen auf Arbeit. Einer von den dreien aber wollte gern in persönlicher Sache den katholischen Geistlichen sprechen. Acht Jahre waren nun bald ins Land gezogen, seit derselbe die goldene Freiheit nicht mehr genießen kann. Er machte einen intelligenten Eindruck, und trübe er nicht das Bild des Strafarbeiters, so würde niemand einen Zuchthäuser in ihm erkennen. Es ist doch eine ganz eigenartige Sache um die psychologische Beurteilung eines Straflings. Wenn man den Verdacht so manches Bestrauten näher kennt, wie möchte man in gerechter Entrüstung ausrufen: Nicht du bist schuld; du bist zu bedauern; weit zurück liegt die Quelle deiner Missetat. Was hat das Elternhaus getan für die Erziehung des Kindes? Und dann die spätere Umgebung! Nachdem die interne Unterhaltung beendet, und ich die Räumlichkeiten des Arbeitshauses unter Führung des Oberaufsehers besichtigt hatte — bei all der gesunden und ordnungsmäßigen Verfassung des Hauses ist doch das Strafcharakteristische deutlich allenhalben erkennbar — fuhr ich zurück zur Residenz. Ungefähr 30 Kilometer. Im mäßigen Tempo braust das Auto hin über die staubige Landstraße, bis es mit einem Male nicht gerade sanft mit einem Baum am Wege zusammenstößt. Durch diese unwillkürliche und unzureichende Begegnung erhielt der schmale Birkenbaum eine klaffende Lücke in sein weißes Gewand; das Auto aber verlor ein Auge in Gestalt einer Laterne; vielleicht hielt es dieselbe bei dem leuchtenden Sonnenschein auch für unbedeutend; einige Glascheiben klirrten und sonstige kleine Defekte gefellten sich hinzu. Die Insassen waren auch gerade nicht sehr angenehm berührt von diesem Seitenstöße ihres Behälters. Aber es hieß: „Gute Miene zum bösen Spiel machen,“ wenn auch kleine Blessuren ein kleines medizinisches Nachspiel erforderlich machten. Wir bezogen zunächst das Kraftfahrzeug aus seiner krampfhaften Umgebung des Baumes; ich fuhr dann auf einem Bretterwagen, der des Weges daher kam und Getreide zur nächsten Windmühle besorgen wollte, auf die freundliche Einladung des hiederen Bauersmannes hin zum nächsten Dorfe St. . . . I. Allerdings nur eine Pferdekraft! Derselbst wurde für das widerpenstige Auto telephonisch Hilfe bestellt. Ich selbst aber besuchte eine bekannte Familie, um mich aus dem derangierten Zustande wieder in ein menschenwürdiges Aussehen umzuwandeln, bestieg mit neuer Hoffnung ein Zweirad und durchließ auf eigene Kraft und Gefahr hin die noch restlichen 11 Kilometer meines Rückweges, der dann in ca. einstündiger Fahrt auch glücklich zum Ziele führte. Derselbst rief mich aber gar bald der Dienst in die Kirche. Es war Samstag. — „Mit einem selbsttätigen Bierrad fuhr er fort, auf einem Stahlroß kam er selbsttätig zurück.“ Es war eine sehr lehrreiche Diaspora-Reise.

Der Apologet im Kontor.

Hermann Frank, der neue Buchhalter der Versandfirma Bauer u. Co., war ein kleines, schwächliches Männlein mit dunklem Haar und schwarzen buschigen Brauen. Sein lebhafter, sicherer Blick ließ auf Munterkeit und Entschlossenheit raten.

An all dem war natürlich nichts auszu sehen. Trotzdem beobachteten ihn die älteren Angestellten der Firma misstrauisch. Man kannte die Gesinnung des Neuen nicht.

Die der „Alten“ war bekannt, fast stadtbekannt: sie dachten alle radikal freiheitlich, so freiheitlich, daß sie nicht gesonnen waren, eine andere Denkungsart neben sich zu dulden.

Erst nach einer Woche brachte der Agent Adler, ein vierziger mit lahlem Schädel und bösem Blick, die erwünschte Auskunft über Frank.

Wie ein Lauffeuer ging es durch die Bureauräume:

Er ist Merikal, Merikal bis in das Mark der Knochen. Er geht Sonntags in die Messe, dreimal im Jahr zur Beicht, zahlt den Peterspfennig und unterstützt seine Mutter.

Das war zuviel.

Am nächsten Montag gings los:

„Herr Kollega Stern, worüber hat denn der

Pfarrer bei euch gestern gepredigt?“ fragte Siegel mit schlecht verhaltenem Hohn den Kassierer.

„Kann leider nicht dienen, Herr Bureauchef. Vielleicht wüßte ein anderer bessere Auskunft.“

„Wie? Sollte ein so frommer Herr unter uns sein?“

„Du kannst dir übrigens denken, worüber gepredigt wurde: natürlich über Beicht und Ablass, über Papst und Peterspfennig.“

„Und über die alleinseligmachende Kirche, zu der nur die Merikalen gehören“, ergänzte Siegel. „Wir andern sind längst verdammt.“

„Diese Merikalen sind überhaupt ein Ausbund von Toleranz. Während sie immer von christlicher Liebe sprechen, verfeuern und verdammen sie jede Anschauung, die nicht die ihre ist.“

„Als ob es auf Theorien und Dogmentram anläme, und nicht vielmehr auf ein anständiges Leben.“

Der Strazist Fromberger hatte sich vor einem Monat konfessionslos erklären lassen. Er benutzte Siegels letzte Bemerkung zu seiner Rechtfertigung.

„Gebildete Menschen sind überhaupt längst darüber einig, daß alle Glaubenssätze wertlos und gleichgültig sind und daß man in jeder Religion, ja auch ohne solche als Ehrenmann leben könne.“

Frank, der seit zwei Stunden ununterbrochen Neubestellungen eintrug, tat, als ob ihn der ganze Disput nichts angehe.

Erst als in Ermangelung einer Gegenrede endlich eine Pause eintrat, sagte er mit seinem Lächeln:

„Ich vermute, daß doch einer der Herren gestern in der Predigt war, die ich angehört habe.“

Siegel blickte den Buchhalter scharf an und sagte verlezt:

„Wie meinen Sie das, Herr Frank?“

„Sehr einfach, Herr Kollege. Der Prediger in der Liebfrauenkirche sprach nämlich genau über das Thema, worüber sich die Herren soeben vernehmen ließen. Er behandelte den Indifferentismus, d. h. die Frage, ob alle Religionen gleichwertig seien.“

Der kampflustige Siegel glaubte jetzt offen zum Angriff übergehen zu sollen:

„Wenn es mir nicht zu langweilig wäre, wollte ich in der Tat manchmal einer solchen Predigt antworten. Weiß ich doch im voraus, daß mich Ihr Herr Pfarrer mit seinem Gerede in meinen Anschauungen nur bestetigen würde.“

„Sie sind also ganz sicher, daß es völlig einerlei ist, ob ich Religion habe oder nicht, und daß alle Religionen gleich viel oder gleich wenig wert sind?“

„Ganz sicher. Gruselt Ihnen davor? Jedenfalls lieber keine Religion als eine intolerante, eine alleinseligmachende, eine Religion mit unfehlbaren Dogmen.“

„Wenn es aber auf die Behauptung gar nicht ankommt, dann wäre vielleicht auch ein Religionsbekenntnis denkbar, das die Unterdrückung der Armen, der Arbeiter, der Angestellten für erlaubt, ja für lobenswert ansieht. Die Religion Niechises z. B. käme ungefähr darauf hinaus, von der Unstittlichkeit mancher heidnischen Religionen gar nicht zu sprechen.“

Siegel wurde etwas erregt:

„Sie argumentieren sehr schwach, Herr Kollege. Wer leugnet denn die grundlegenden Vernunftwahrheiten, auf denen Sittlichkeit, Humanität und Menschenrechte basieren?“

„Vorzüglich! Aber wie viele grundlegenden Vernunftwahrheiten lassen Sie denn gelten, Herr Siegel? Ich z. B. zähle auch den Satz, daß es einen persönlichen Gott gibt, zu dieser Art von Wahrheiten.“

„O, das hilft Ihnen wenig. Auch ich leugne die Existenz Gottes nicht, kümmere mich aber auch weiter nicht.“

„Wenn nun aber dieser Gott, der existiert, sich um uns Menschen kümmerte, wenn es eine Vorsehung gäbe, und wenn das wieder eine grundlegende Vernunftwahrheit wäre?“

„Meinetwegen; was dann?“

„Dann würde vielleicht folgen, daß auch die Menschen sich um Gott kümmern müssen, d. h. um sein Wort und seine Anordnung.“

„Schon gut. Eine Offenbarung nehme ich nicht an.“

„Mit anderen Worten, Sie lassen die Vernunftbeweise auf denen Offenbarung und Glauben beruhen, nicht gelten.“

„Ich kenne solche Beweise nicht und verzichte auf theologische Spitzfindigkeiten.“

„Sie haben recht, Herr Kollege Siegel. Aber sagten Sie nicht vorhin, daß Sie in Ihren Anschauungen nur bestetigt würden, wenn Sie einen Priester über dergleichen Fragen predigen hörten? Ich nehme Sie beim Wort und lade Sie ein, mit mir nächsten Sonntag der Konferenz in der Liebfrauenkirche anzutreten.“

Siegel suchte nach einer Ausrede. Aber der Einfall gefiel den anderen.

„Ausgezeichnet, Herr Bureauchef, gehen Sie hin und erzählen Sie uns nachher. Das wird sehr amüsant.“

Er mußte zusagen.

Siegel fühlte sich im Gotteshaus anfangs sehr unbehaglich. Aber die ruhige Sprache des Predigers, der milde warme Ton, aus dem Hirtenorgel und Hirtenliebe klang, fesselnden allmählich seine Aufmerksamkeit. Mit Spannung folgte er dem Gedankengang des Predigers:

„Manche verzweifeln an der Wahrheit — sie haben unrecht. Der Zweifel selbst, der Durst nach Wahrheit, der unausfüllbar in der Seele brennt, widerlegt sie. Gäbe es keine Wahrheit, der Menschengeist wäre das unglücklichste und widerspruchsvollste Wesen, das existiert. — Die Wahrheit kann nur eine sein. Wenn einer ja sagt, der andere nein, können nicht beide recht haben. Warum geben wir das für die natürlichen Wahrheiten zu, für die religiösen nicht? Oder hört man nicht alle Tage den Satz aussprechen: Die Religionen sind alle gleich wahr? Dann ist es gleichgültig, ob der Hindu dem Tiere göttliche Verehrung erweist, oder ob der Neger den Fetisch anbetet, oder ob der gläubige Naturforscher sich in Demut vor dem Schöpfer des Weltalls beugt — sie sind alle im selben Bahn befangen. Dann ist das Zeugnis des Beterlösers, dann sind seine Taten und Wunder, dann ist sein Opfertod Taufschung und Wahn, dann ist Christus nicht in die Welt gekommen, der Wahrheit Zeugnis zu geben.“

Siegel sah und hörte nur mehr den Priester; das Bild, das dieser nun von der wahren Religion — der Religion der Liebe — entwarf, war ihm neu, ganz neu. Er erfuhr erst jetzt, daß die katholische Kirche Andersgläubige, die ohne ihre Schuld irren nicht verdamme.

Am Montag morgen sprach keiner ein Wort von der Predigt. Man fühlte, daß etwas sich verändert hatte.

Auf dem Heimweg erklärte der Bureauchef seinem Freunde Stern: „Ich gehe nächstesmal wieder in die Konferenz. Der Geistliche spricht sehr anregend. Komm' mit!“

Am folgenden Sonntag standen richtig hinter Frank noch zwei weitere Angestellte aus der Firma Bauer.

Die Angriffe gegen den neuen Buchhalter waren verstummt; man hatte in ihm einen heiteren, geselligen Kollegen entdeckt.

Nur einmal kam Siegel auf das Gespräch vom ersten Montag zurück. Er erklärte offen:

„Ich denke jetzt über Religion etwas anders als früher und mache den Herren bekannt, daß unser fünf nächsten Sonntag um 10 Uhr in die Konferenz des Pater N. gehen. Wer hat den Mut mitzugehen?“

In den drei letzten Konferenzen waren alle zwölf Bureaubeamte der Firma Bauer u. Co. zugegen. Zehn von ihnen gingen zur Osterbeicht.

Nur einer hielt sich noch fern, der Agent Adler. Zu seinem Bedruß erfuhr er noch, daß Frank nicht dreimal im Jahre, sondern jeden ersten Monatssonntag die heiligen Sakramente empfing, daß er Sekretär der Kaufmanns-Kongregation war, und daß ihm der Chef der Firma schon auf Ostern aus freien Stücken eine Gehaltsaufbesserung angetragen hatte.

Glossen zur Abwehr!

„Baut Volkshäuser statt Kirchen.“ — Unter dieser Parole betreibt der Genosse Peus die Agitation für den Austritt aus der Kirche. Er hätte recht, wenn der Mensch bloß einen — Magen hätte. Aber der Mensch hat auch einen Geist, und der hungert nach ewigen Wahrheiten. Deshalb braucht man Kirchen.

„Freireligiös“ nennen sich die Angehörigen der heutigen materialistischen Sekte, deren Glaubensbekenntnis der Kraft- und Stoff-Überglauben ist; sie wollen mit ihrem Namen jagen, daß sie frei von Religion sind. Sonst nennen sie sich mit besonderem Stolz „Freidenker und Freigeister“. Sie haben recht: Etwas Denkfreeses, Gedankenloeres und Geistesloeres, als was sie glauben und verkünden, gibt es nicht.

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Kindererziehung.

Lose Blätter von einem alten Praktikus.
(Fortsetzung.)

Die ersten Eindrücke.

Wenn das Kind von seinen ersten Lebenslagen an bildungsfähig ist, muß man es nicht nur bilden, sondern auch alles vermeiden, was verbißend wirken könnte. Sehr verkehrt ist es, wenn man die Kinder „Kunststücke“ lehrt, die nichts anderes sind als Ungezogenheiten oder sich doch nach und nach dazu entwickeln. Dahin gehört z. B. das Herausstrecken der Zunge. Es mag ja anfangs drollig aussehen, wenn so ein kleiner Knirps auf dem Arme der Mutter dem Kommando: „Liebchen, streck“ einmal dem Papa oder dem Herrn Parier oder Lehrer die Zunge heraus,“ prompt folgt. Unwillkürlich lacht man mit. Das Meisterstück wird wiederholt, und jedesmal beweist der Beifall dem Kinde, daß es etwas sehr Schönes und Lobenswerthes getan hatte. Wie schnell lernt es, auch ohne Aufforderung die Zunge herauszustrecken, und wie gut versteht es sich auf andere Unarten, wenn es größer wird. Die Eltern lassen es gewähren, während jedermann sonst mißbilligt, was er vor Jahren belacht hat. Hätten die Eltern es beim Größerwerden des Kleinen bestraft, so würde es freilich voller Verwunderung gewesen sein, daß man heute nicht gelten lasse, was man es gestern gelehrt hatte.

Auf demselben Brette steht das falsche Vorsprechen der Worte. Man meint recht kindlich zu sein, wenn man dem Kinde die Worte so vorspricht, wie es sie erfahrungsgemäß nachsprechen würde. „Das Lind ist dot“ soll heißen „das Kind ist aut“. Nun soll so ein armer Wurm richtig reden lernen, wenn es die Wörter falsch zu hören bekommt. Das wäre eine Kunst! So finden wir denn eine ganze Menge von Kindern im schulpflichtigen Alter, die noch nicht richtig sprechen können. Sie essen „Luchen“ und „dehn auf's Dapchen“, sie sind „bav“ und „tink'n Mim“. Warum nur? Auch die falschen „kindlichen“ Saghildungen, die es hören muß, dienen ja m dazu, das Kind im Sprechen schnell zu fördern. „Karlschen Hunger haben?“ — „Karlschen bav sein müssen!“ sind solche Mustervsätze, die sicher jeder schon gehört hat.

Das Kind muß es merken, daß Vater und Mutter einen bestimmenden Einfluß auf es haben wollen und daß sie ihren Willen durchsetzen seinem Willen gegenüber. Es muß erfahren, daß die Eltern es lieb haben, aber ihm nicht alles gewähren, was es haben will. Das Zauberwort „have, have“ (haben, haben) bringt in unzähligen Familien alles in des Kindes Hand, wonach es sie ausstreckt. Ob es Kuchen ist oder Bier, Sauerkraut oder Solberfleisch — wenn das Kind die Hand ausstreckt, dann bekommt man auf die verwunderte Frage: „Aber Sie werden dem Kleinen doch das nicht geben?“ die noch verwundertere Antwort: „Aber es will's doch haben!“

Soll man denn den Willen des Kindes brechen? Das ist eine ganz schwierige Frage. Ja und nein! Das Kind darf nicht seinen eigenen Willen als maßgebend ansehen, es muß es wissen, daß der Eltern Wille gilt. Und es ist im allgemeinen nicht schwer, dies dem Kinde beizubringen, wenn es sein muß, mit Strenge. Aber jedesmal dem Kinde das verbieten, was es gerade jetzt will, auch wenn es an sich nicht unrecht oder böse ist, um seinen Willen zu brechen, das ist töricht, macht das Kind mißmutig und ohne Not widerspenstig. Man darf nicht vergessen, daß des Kindes Wille einmal Charakter werden soll. Wenn nun gar das Kind einen besonders ausgeprägten Willen hat, einen „Dickkopf“, wie man zu sagen pflegt, so wird es sich häufig empfehlen, es von seinen Gedanken abulenken. Statt es zu bestrafen. Das Kind, das

allen eigenen Willen „ausgetrieben bekommen“ hat, daß es nicht wagt, irgend etwas selbst zu denken und zu tun, weil es damit stets auf das Verbot der Eltern stößt, wird nie selbständig. Wie mancher Wackelknecht läuft in der Welt herum, der kein Charakter geworden ist, weil die Eltern nicht ab und zu zugeben wußten und ihm seinen Eigensinn so gründlich gebrochen haben, daß er ein getrockneter Mensch ist sein Lebtag. Je früher man anfängt, gerade auch den Willen zu beeinflussen, desto sicherer kommt man zum Ziel. Ein bewährter Erzieher hat einmal gesagt, bis zum vierten Jahre müsse die Erziehung soweit vollendet sein, daß dann eine ernste Strafe wegen Ungezogenheit einfach überflüssig sei. Er hat recht.

Briefe an einen Jüngling.

6. Stehe zu, was Du liest!

Lieber Wilhelm!

Es ist heute ein so trüber Regentag, als ständen wir schon mitten im November. Die Sommerfrüchler hier bei uns im Dorf machen verdrießliche Gesichter und wissen gar nicht, wie sie die Zeit herumbringen sollen. Ein Studentlein, das Ferien hat, flüchtet sich unter dem Regenschirm zu mir und holt sich ein Buch zum Lesen. Mein Bücher-schrank ist schon ordentlich geplündert und ich muß schon sehen, daß ich noch etwas Passendes für ihn finde. Endlich entdeckte ich den Paul Springer' von P. Finn — und der junge Leser zieht beglückt damit ab. Ich aber benütze jetzt den stillen und einsamen Tag, um endlich wieder einmal einen Brief an Dich zu schreiben, zumal ich aus Deinen letzten Zeilen eine leise Klage herauslas, weil Du so lange nichts vor mir gehört. — Recht gerne benütze ich die heutige Gelegenheit, um Dir einmal ein paar Worte über das Bücherlesen zu schreiben.

Es ist gar kein Zweifel, daß in unserer modernen Zeit die Zeitungen und Bücher einen ungeheuren Einfluß ausüben. Die Presse ist eine Großmacht geworden, die, wenn sie nicht im Dienste des Guten steht, ganze Generationen vergiften und ihrer höchsten Güter berauben kann.

Wer liest heutzutage nicht! Es gibt Zeitungen für jedes Alter und für jeden Stand. —

Das Dienstmädchen und die Fabrikarbeiterin, der Maurergeselle und der junge Kaufmann — sie alle können ihre eigenen Fachblätter haben und für billiges Geld halten. Die Leseshallen in der Stadt und die Leihbibliotheken allüberall öffnen ihre Tore für jedermann und bieten immer neue Nahrung für die Lesewut gewisser Leute.

Wenn man früher einem Jungen in der Stadt einen Groschen schenkte, so konnte man gewiß sein, daß er ihn zum nächsten Zuckerbäcker trug und vernaschte. Heute kann man sehr oft beobachten, daß er damit in den erstbesten Bäckereiladen rennt, um sich dafür die neueste Indianer- oder Nordgeschichte zu kaufen, die mit ihrem buntschmetterigen und recht gruselig gemalten Titelbild seine Aufmerksamkeit im Schaufenster erregt hat.

Das Predigen gegen das Lesen überhaupt wird heute nicht viel nützen. Wir können nun einmal das Zeiterad nicht um ein paar hundert Jahre rückwärts drehen, wo nur die Klosterschüler lesen lernten und ein einzelnes Buch schon ein gewisses Kapital darstellte.

Das Lesen kann ja — Gott sei Dank — auch eine recht gute und nützliche Sache sein. Vorbedingung ist da nur, daß man selbstverständlich nichts Schlechtes liest und daß man mit dem Lesen nicht seine pflichtmäßigen Arbeiten versäumt.

Der heilige Augustinus verdankt einem Blick in die Heilige Schrift seine Belehrung, der heilige Ignatius wird durch die Lektüre der Heiligen-Legende aus einem irdischem Krieger in einen der eifrigsten Streiter Christi umgewandelt.

Du siehst also mein lieber Wilhelm, daß ich Dir das Lesen keineswegs mißraten will. Benütze Du nur Deine Feiertagsabende und Deine freien Sonntagnachmittage zur Lektüre, wenn Du daran Freude findest. Aber siehe zu, was Du liest!

Ich habe Dir früher schon einmal einen Brief geschrieben, darin ich Dir den Rat gab: „Siehe zu, mit wem Du umgehst!“ Etwas ganz Ähnliches muß ich Dir auch heute wieder sagen. Bücher sind gewissermaßen ja auch Kinder der Menschen — und der Umgang mit ihnen hat oft die gleiche Bedeutung und die gleichen Folgen. So viel ein guter Freund nützen kann — so viel und noch viel mehr kann ein böser und falscher verderben. Ein schlechtes Buch wird schließlich sogar noch verhängnisvoller sein. Es kann ja überall heimlich eingeschmuggelt werden — und es kann sein schleichendes Gift unter einer so schönen Sprache verbergen, daß sich zumal ein junges Herz leicht von ihm täuschen und — verderben läßt.

Darum bitt' ich Dich, mein lieber Freund, lies doch nichts dergleichen! Es würde Dir nur wie der Eva am verbotenen Baume gehn. Sie erhoffte von der versagten Frucht einen Himmel von Genuß — die Augen gingen ihr nachher aber ganz anders auf, als sie sich gedacht hatte — Freilich, dann war's zu spät — und dann saß ihr der Tod bereits im Herzen!

Wie oft liest man jetzt in den Tageszeitungen, daß sich bei Gerichtsverhandlungen über junge Verbrecher herausstellte, wer an dem Uebel in letzter und in erster Linie schuld war: die schlechte Lektüre. So ein schlechtes Buch hat so oft aus einem ehrlichen Jungen einen Dieb, aus einem unverdorbenen Jüngling einen Wüstling und aus einem arbeitssamen und zu den besten Hoffnungen berechtigenden Knaben einen energielosen Träumer, geheimen Sünder und zu allem Guten schließlich ganz unbrauchbaren und unfähigen Menschen gemacht.

Betrachte darum einen Kameraden, der Dir ein sittenloses Buch zum Lesen anbietet, als Deinen gefährlichsten Feind. Der Schurke, der einem Arglosen heimlich Arsenik unter das Essen mischt, ist wahrlich nicht schlimmer als derjenige, der einer unverdorbenen Seele unter den Blättern eines schlechten Buches die Schlange ins Herz einschmuggelt, unter deren Giftzähnen dann die Unschuld getötet wird. Willst Du gerne lesen, Wilhelm, so weißt Du ja, wo Du Dir gute und schöne Bücher holen kannst. Es ist durchaus nicht notwendig, daß Du nur im Gebetbuch liest. Du magst zu Deiner Belehrung und Erholung und Erheiterung auch recht wohl lesen, was von Gott begnadeten Denkern und Dichtern erdacht und geschrieben worden ist. Es gibt auf allen Gebieten gute Bücher, Zeitschriften und Tagesblätter genug — und es ist darum niemals und nirgends nötig, nach einer zweifelhaften Lektüre greifen zu müssen.

Solltest Du manchmal über ein Buch, das man Dir zum Lesen anbietet, im unklaren sein, so scheue doch ja vorher den Weg zu Deinem Präses oder Deinem Beichtvater nicht, um Dir Rat einzuholen.

Ich lasse heute mit gleicher Post Wisemans „Fabiola“ an Dich abgehen — und ich hoffe Dir mit dem herrlichen Buch eine wirkliche Freude zu machen. Du wirst diese meisterhafte Erzählung nicht lesen können, ohne Dich für Deinen heiligen Glauben und jede christliche Tugend aufs neue zu begeistern!

Und nun lebe wohl! Der Himmel bewahre Dich vor falschen Freunden und vor schlechten Büchern — und dann weiß ich, daß Du ein guter Mensch bleiben und die schönen Hoffnungen erfüllen wirst, die Deine braven Eltern und wir alle auf Dich setzen!

In stets neuer Freundschaft

Dein alter Heimatpfarrer.

Merks.

Besser viele Kinder auf dem Riffen
als eins auf dem Gewissen.

Zucht ist das beste Heilmittel.



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actendruckerei in Sulda.

Nr. 28. Sonntag den 12. Juli 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einspaltige Coloneizelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Ofter- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich. Erstlingsort f. das Einklagen von Forderungen ist 50 a. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender — Sechster Sonntag nach Pfingsten. — * Seid Helden, Kinder. — Ueberfluß. — Aus dem Kalender der Woche. — Das Stapulier. — Meine Wege sind nicht eure Wege. — Glossen zur Abwehr. — Allerlei über Kindererziehung. — Lebensregeln eines heiligen Jünglings. — Merks.

Wochenkalender.

Sonntag, 12. Juli, 6. Sonntag nach Pfingsten. Fest des Erlösers.

Montag, 13. Juli, Anaclet, Papst u. Märk., Eugen.

Dienstag, 14. Juli, Bonaventura, Bischof u. Kirchenl.

Mittwoch, 15. Juli, Teilung der 12 Apostel, Heinrich.

Donnerstag, 16. Juli, Stapulierfest.

Freitag, 17. Juli, Alexius, Bekenner.

Samstag, 18. Juli, Camillus, Bekenner, Friedrich.

Sechster Sonntag nach Pfingsten.
Zweite wunderbare Brotvermehrung.

Evangelium Mark. 8, 1—9.

In jener Zeit, als viel Volk bei Jesus war und es nicht zu essen hatte, rief er seine Jünger zusammen und sprach zu ihnen: „Mich erbarmet des Volkes; denn sehet, schon drei Tage harren sie bei mir aus und haben nichts zu essen; und wenn ich sie ungespeist nach Hause gehen lasse, so werden sie auf dem Wege verschmachten, denn einige aus ihnen sind weit hergekommen.“ Da antworteten ihm seine Jünger: „Woher wird jemand hier in der Wüste Brot bekommen, um diese sättigen zu können?“ Und er fragte sie: „Wie viele Brote habt ihr?“ Sie sprachen: „Sieben.“ Und er befahl dem Volke, sich auf die Erde niederzulassen. Dann nahm er die sieben Brote, dankte sie und gab sie seinen Jüngern, daß sie vorlegten; und sie legten dem Volke vor. Sie hatten auch einige Fischlein, und er segnete auch diese und ließ sie vorlegen. Und sie aßen und wurden satt; und von den Stücklein, die übriggeblieben waren, hob man noch sieben Körbe voll auf. Es waren aber dazwischen, die gegessen hatten, bei viertausend, und er entließ sie.

Seid Helden, Kinder.
(Den verwaisten Fürknenkindern von Oesterreich.)

Seid Helden, Kinder, und im Leiden groß!
Das ist der Fürken königliches Loß,
Daß sie, wo Wälder zittern, surchlos sehn
Und lächelnd ihrem Tod in's Auge sehn!

Seid Helden, Kinder, und im Leiden stark!
Traf Euch des Unglücks Doppelpfeil in's Mark,
Und wellten alle Kosen Eurer Flur:
Es trug dem Gotteskind auch Dornen nur!

Seid Helden, Kinder, und im Leiden still!
Es weiß der Herr des Himmels, was er will,
Es ging noch keiner in sein selig Land,
Der nicht einst trauernd unter'm Kreuze stand!

Seid Helden, Kinder, und vergeßt es nicht:
Es hat auch diese Nacht ihr tröstend Licht!
Den Eltern ward des Himmels Seligkeit,
Dort wo auch Ihr einst — erbberechtigt seid!
„Augenborn“ Ludwig Nübling.

Ueberfluß.

Hebe in einer hellen Nacht dein Auge zum sternbesäten Firmamente. Da wimmelt und flimmert es von glänzenden Lichtern. Versuche sie zu zählen; bald wirst du mit deiner Weisheit am Ende sein. Unzählige riesige Feuerkugeln rollen und sausen durch die ungeheueren Welträume. Sobald ein findiger Kopf ein größeres, stärkeres Fernrohr gebaut hat, sofort entdeckt der Astronom auf seiner Sternwarte neue Himmelskörper, von deren Dasein die Welt bislang keine Ahnung hatte. Zur Erkenntnis Gottes, zur Erhellung der Nacht, zum Schmuck des Himmels hätten sicherlich einige Tausend Sterne hingereicht. Gott war damit nicht zufrieden. Mit einem Ueberfluß von Lichtkörpern hat er den Acker des Himmels angepflanzt.

Findest du nicht, daß im Evangelium des heutigen Sonntages eine ähnliche Tatsache zu verzeichnen ist? Für die Bedürfnisse des Volkes wäre es genug gewesen, so viele Brote beizuschaffen als nötig waren zur Stillung des Hungers. Aus den gütigen Händen Jesu quoll aber ein Ueberfluß hervor: nachdem alle sich satt gegessen, hob man noch sieben Körbe voll auf.

Und wie im Reiche der Natur, so ist es auch im Reich der Gnade. Nicht bloß hat der Heiland für unsere Sünden genug getan, sondern übergenug. So vieler Geißelstreichs, so vieler Blutstropfen hätte es nicht bedurft. Vielleicht hätte ein einziges Gebet aus den Lippen des Gottmenschen, ein einziger Schmerz seines reinsten Leibes, eine einzige Pein seiner heiligen Seele genügt, um unsere Sünden aufzuwiegen, um der beleidigten Majestät ebenbürtige Genugtuung zu verschaffen, um den Eintritt in den Himmel zu ermöglichen. Vernimm die schönen ergreifenden Worte des hl. Thomas von Aquin:

Von diesem Blut ein Tropfen
Kann alle Welt gesunden
Von ihren Seelenwunden.

Mit diesem Mindestmaße hat sich aber die Liebe deines Jesus nicht begnügt; alle seine Adern hat er erschöpft und den letzten Tropfen seines Herzblutes beim Lanzenstoße dahingegeben. Er duldete für uns unaussprechliche Schmerzen, unzählige Peinen und den bitteren Tod.

Damit wir diese Liebe Jesu nie vergessen, damit wir sie dankbar erwägen, damit wir zu opferwilliger Gegenliebe entflammt werden, dafür hat

die Kirche das Fest des allerheiligsten Erlösers angeordnet, das wir gerade heute begehen.

Schlage die Epistel auf und vernimm die herrlichen Worte, mit denen Paulus den Festgedanken zum Ausdruck bringt: „Im Sohne Gottes haben wir Erlösung durch sein Blut, Vergebung der Sünden nach den Reichtümern seiner Gnade, die sich überschwenglich an uns erwiesen hat mit aller Weisheit und Klugheit. Im Blute Jesu ist also nicht nur Verzeihung unserer Sünden, sondern auch ein Ueberfluß von Gnade, ein Meer geistlicher Güter, ein Brunnen himmlischen Segens. Wahrhaftig, es ist ein Titel, den wir in Gold einfassen, den wir höher als Diamanten und Perlen schätzen, den wir allen Königreichen der Welt vorziehen sollten, der Titel: Erlöser. Was nützt uns eine Handvoll Taufensmarksheine, was nützt uns ein prächtiges Landhaus, was nützt uns der Bürgermeisterposten in einer Millionenstadt, was die Präsidentschaft über den halben Erdbreis ohne den Erlöser? Wie könnten wir uns unseres Lebens froh werden? Wie ein Schwert würde über unserem Haupte der Tod schweben und das Schicksal in der Ewigkeit. Sind wir nicht erlöst, so müssen wir die Schuld unserer Sünden bezahlen mit der ewigen Verdammnis. Doch siehe, da steht ein Mann vor dir mit der Dornenkrone und dem strahlenden Kreuze: es ist dein Heiland und Erlöser. Bete ihn an mit gebogenen Knien und stimme ein in den Preisgesang der 24 Aeltesten: „Würdig bist du, o Herr, zu empfangen das Buch und zu lösen seine Siegel, denn du bist geschlachtet worden und hast uns Gott erkaufte mit deinem Blute aus allen Völkern, Sprachen, Stämmen und Nationen.“

Mit der Anbetung verbinde den Dank, den du in die Tat umsetzen sollst durch die emsige Teilnahme an den Schätzen der Erlösung. Siehe, dein Heiland hat mehr getan als nötig war zu deiner Rettung, und du sollst diesen Ueberfluß auf der Straße liegen lassen? So machen es jene, die mit der Sonntagsmesse allein sich begnügen, von der Werktagsmesse aber grundsätzlich sich ausschließen, obwohl sie dazu Zeit hätten; so machen es jene, die mit der Osterkommunion sich begnügen, aber unter dem Jahre niemals am Tische des Herrn sich einsinden, sie gleichen Menschen, die auf dem Meere verdursteten und in der Speisekammer verhungerten.

In einem Dorfe lebte eine Jungfrau, die alle Tage zur hl. Kommunion ging; mochte der Regen ihr die Kleider durchnässen, mochten die

Schneeflocken ihr ins Gesicht wirbeln, mochten Eisblumen an den Fenstern glitzern, unsere Amalia war zur Stelle. Im Sommer aber mußte sie mit ihren Eltern eine Viehhütte beziehen hoch oben in den Bergen. Im Umkreise von 2 Stunden gab es da kein Gotteshaus, und mit der täglichen Kommunion war es vorbei; das schnitt dem frommen Kinde tief in die Seele. „Ich lebe hier wie in der Verbannung,“ schrieb sie ihrem Pfarrer; „was soll ich denn anfangen ohne den Heiland? Ohne die hl. Kommunion ist es einfach nicht auszuhalten. Wie beneide ich die frommen Seelen, die drunten im Dorfe täglich den Heiland haben, während ich hier vor Hunger vergehe. Wie langsam schleichen die Tage dahin, und ich kann es kaum erwarten, bis der Winter uns wieder hinabbringt in das Pfarrdorf. Doch lasse ich mir's nicht nehmen, wenigstens einmal im Monat hinabzukommen; an den übrigen Tagen will ich die geistliche Kommunion und wöchentlich eine Anbetungs-Stunde aus weiter Ferne halten.“

Das also ist die Frucht, die du nach dem Wunsche der Kirche aus dem Feste des Erlösers pflücken sollst: Du sollst dich inniger anschließen an deinen Heiland, dich öfters mit ihm vereinigen in der hl. Kommunion, diesen Urquell aller Gnaden. Dann winkt dir als Lohn die Verheißung des Psalms: „Die Seligen werden trinken vom Ueberflusse deines Hauses, und mit dem Strom der Barmherzigkeit wirst du sie tränken; denn bei dir, o Gott, ist die Quelle des Lebens, und in deinem Lichte werden wir schauen das Licht.“ (35, 9.)

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Das Spiel.

Hast du, lieber Leser schon einmal den Schwalben, diesen lieblichen Seglern der Lüfte, an lauen Sommerabenden zugehört? Vorüber ist ihr Tagewerk; in anermünder Emsigkeit haben sie tagsüber um das tägliche Brot für sich und ihre Jungen sich bemüht und nun geben sie sich vor dem Schlafengehen noch ein wenig der Ergötzung hin. Wie die Kinder unter ihnen auf der Erde sich mit „Jagen“ vergnügen und sich gegenseitig zu haschen suchen, so veranstalten die munteren Tierchen hoch oben in den Lüften förmliche Wettläufe. In großen Kreisen schwirren sie einher, eines sucht das andere zu überholen, man weht an ihnen das Bestreben, den Genossen zuvorkommen und so im Wettkampf Sieger zu bleiben. Sobald aber die Dämmerung herabsinkt auf die Erde, beenden sie ihr lustiges Spiel und ein jedes fliegt heimwärts und pflegt im wohligen Nest, das an die menschlichen Behausungen angebaut ist, der verdienten und nötigen Ruhe.

So hält's auch der Mensch. Nach der Arbeit gönnt er sich gern eine Ergötzung und Erholung, die gar oft im Spiel besteht, das die Stunden bis zu dem Schlafengehen ausfüllen muß. Der Spiele gibt es mancherlei, edle und niedle. Zu den ersteren gehören die Kunstspiele, bei denen der Erfolg allein von der Geschicklichkeit des Spielenden abhängt und die nicht Geldgewinn, sondern lediglich Unterhaltung oder Übung der Seelen- und Leibeskraft zum Zwecke haben wie z. B. das Schachspiel, das Spiel mit Hand- und Fußbällen, die verschiedenartigsten Sportspiele und das Billardvergnügen. Die reinen Glücksspiele wie das mit Würfeln und viele Kartenspiele, bei denen der Erfolg vom bloßen Zufalle abhängig ist, sind gewiß nicht edel zu nennen. Dierher gehört auch jenes Spiel, das nicht einmal einen Zeitvertreib mit sich bringt, sondern nur mühelosen Gelderwerb anstrebt, nämlich das dem Volke alljährlich Millionen raubende Lotteriespiel.

Die edlen Spiele sind empfehlenswert; sie erheitern den Menschen, bilden seinen Scharfsinn, üben ihn im Nachdenken und stärken seine seelischen und körperlichen Kräfte. Anders aber ist es mit

den bloßen Glücksspielen. Da sie die Möglichkeit bieten, ohne Anstrengung Geld zu verdienen, werden sie leicht zur Leidenschaft, die schwer oder nie abgelegt werden kann; die zweite sichere und meist eintreffende Möglichkeit, Geld und Gut zu verlieren, fällt merkwürdigerweise nicht so schwer in die Waagschale, daß sie den Spieler von seiner Leidenschaft losreißen könnte.

Unermeslich ist der Schaden, den die Leidenschaft des Glücksspiels unter den Menschen anrichtet. Mit Recht spricht man von dem Spielteufel und treffend bezeichnet der Volksmund die Kartenblätter als Teufels Gebetbuch. Und der Spielteufel kennzeichnet die Straße, die er einherzieht: Verkaufte Häuser und Gehöfte stehen an ihr, durch Defraudation geleerte Kassen, häuslicher Unfrieden, Not und Jammer in den Familien, Verlust des guten Namens, Raufereien und Totschlag, ja auch Selbstmorde sind sein trauriges Werk und auch den an den Bettelstab gedachten läßt er nicht los, sondern verleitet ihn dazu, die zusammengesochten Pfennige wiederum ans Spiel zu setzen.

Schwer ist es, dieser Leidenschaft zu entsagen. Hat der Spieler Glück, dann will er das Erworbene mehren, hat er Pech, so will er das Verlorene wieder heimbringen und so schiebt er das Sichlosagen von der Spielsucht immer und immer wieder auf.

Die Lebensgeschichte des hl. Remigius von Vellis, dessen Fest am 18. Juli gefeiert wird, lehrt uns, wie sehr die Spielwut einen Menschen packen kann.

In seiner Jugend war der Heilige, bevor er sich bekehrte, ein leidenschaftlicher Spieler und zwar schon in der Schule. Kaum war die Schulschule vorüber, zog er Würfeln oder Karten aus seiner Tasche und machte sich mit einigen gleichgesinnten Kameraden ans Spiel; selbst vor dem Kirchgang suchte er sich einen Spielgenossen und kam deshalb auch oft zu spät in die Kirche. Als er ein Geschwür am Fuß bekam, reiste er nach Rom, da er erfahren hatte, daß in dem dortigen St. Jakobspital geschickte Ärzte seien. Er trug sich daselbst als Krankenwärter an in der Hoffnung Heilung zu finden. Man nahm ihn auch wirklich auf, aber er tat nicht lange gut; er war so spielsüchtig, daß er des öfters aus dem Spital schlich, um nur spielen zu können. Man wachte ihn mit Entlassung, er versprach Besserung, aber sie erfolgte nicht und so wurde er von dem Spitalmeister, der unter seinen Kopfkissen ein Spiel Karten gefunden hatte, fortgeschickt. Jetzt war er ein Bettler; da klopfte er an die Pforte des Kapuzinerkloster zu Wankredia und wurde auch als Tagelöhner aufgenommen. Nun hätte er sich was sparen können, aber kaum hatte er einige Heller in der Tasche, riß ihn seine alte Leidenschaft wieder zum Spielische, wo er alle seine Habseligkeiten — selbst seine Kleidung, die er von den Mönchen bekommen hatte, bis aufs Hemd daran setzte und auch dieses verlor.

Nun erfolgte aber seine Bekehrung. Der Quardian des Klosters stellte ihm mit eindringlichen Worten die unseligen Folgen seiner Leidenschaft vor Augen, so daß er endlich für immer — er war damals 25 Jahre alt — seinem Jugendfehler entsagte und den Orden der Brüder vom guten Tode im Jahre 1584 stiftete, der sich mit Krankenpflege befaßt.

Der Heilige starb am 14. Juli 1614.

Der Kalenderschreiber.

Das Stapulier.

Dem Leben nach erzählt von G. S.

Im Juli 1895 unternahm die Köslinge des Kollegs von B., einer Stadt im nördlichen Frankreich, begleitet von einigen Professoren einen größeren Ausflug in die dortige, höchst malerische Gegend. Es war ein heißer Tag. Als die Gesellschaft am Ufer eines einsamen, lieblichen Sees anelankt war, baten einige größere Knaben, welche ihren Badeanzug mitgenommen hatten, um Erlaubnis zu baden. Der Rektor gewährte die Bitte, da das Wasser des kleinen Sees ruhig und klar war und die Köslinge als vorzügliche Schwimmer galten. Während nun einige

ins Wasser sprangen, tasteten die andern mit dem Lehrern etwas entfernt vom Ufer unter schattigen Bäumen. Da merkten die Badenden, wie in der Mitte des Sees die herrlichsten, weißen Wasserrosen auf dem schimmernden Wasserviegel schaukelten. Sofort erwachte der lebhafteste Wunsch, dieselben zu besichtigen. Sie schwammen darauf zu, einer allen voran. Schon hatte dieser Knabe die schönsten Rosen gepflückt, da fühlte er, daß sich seine Füße unterdessen in Schlinggewächse verstrickten. Es war jene Wasserpflanze, welche die Botaniker „Callithrix“ nennen und die ihr dichtes Geflecht und ihre derben Schlingen und Ranken über den Boden der Seen und Teiche ausbreitet. Ihre Hauptzweige sind sehr stark. Im Eifer, die prächtigen Blüten zu brechen, hatte der Jüngling nicht auf die gefährliche Umgebungen geachtet. Mit einem kräftigen Rucktritt nach unten, suchte er sich von den unfreiwilligen Fesseln zu befreien, geriet dadurch aber noch tiefer in die wirren Schlingen hinein. Darauf war er bemüht, sich mit den Händen los zu machen, aber er fühlte alsbald auch diese umstrickt. Jetzt zog es ihn gewaltsam zur Tiefe nieder, und jede freie Bewegung war gekemmt. Eine fürchterliche Angst überfiel ihn.

„Zu Hilfe, zu Hilfe!“ schrie er laut und verschwand dann zum Entsetzen der anderen unter dem Wasser.

Die beiden Knaben, die ihn in einiger Entfernung zu den Wasserrosen gefolgt waren, schwammen nun so schnell sie es vermochten nach der Stelle, wo ihr Kamerad verschwunden war. Sie gegenseitig haltend, gelang es einem, den Untergrund am Arme zu ertasten und wieder an die Oberfläche zu bringen. Diese Anstrengung war aber eine so große, daß auch die Ketter unterliefen und ihre Füße von den zahlreichen Ranken der tödlichen Pflanze umstrickt fühlten. Entsetzt warfen sie sich zurück, rissen sich los und flohen nach dem Ufer, denn sie ahndeten sich verloren, wenn sie noch länger an der Stelle verweilten. Als die andern am Ufer diese allein zurückkommen sahen, ging ihre Sorge und Angst um den Kameraden in die größte Bestürzung über. Dem Zuge ihres Herzens folgend, warfen sich nun zwei Freunde des Verunglückten mit ihren Kleidern in den See. Kaum waren sie sechs Meter hineingeschwommen, als auch sie, durch die schweren Kleider in ihren Bewegungen gehindert, ebenfalls in die Schlinggewächse gerieten und um Hilfe riefen. Es waren schreckliche Augenblicke, denn vom Lande aus vermochte man den Gefährdeten nicht beizustehen. Die Zurückgebliebenen fielen auf die Kniee und flehten zum Himmel um Rettung.

Da entdeckte einer der Lehrer am äußersten Ende des Sees einen Nachen. Sofort eilte man auf denselben zu. Aber das Schiffchen war angekertert. Mit großer Anstrengung zerbrach man einen Ring der Kette und endlich vermochte man nach der Unglücksstätte zu rudern.

Unterdessen hatten die beiden Knaben, die zuletzt in den See sprangen, mit unsäglicher Anstrengung, sich gegenseitig stützend, wieder das Ufer erreicht. In größter Bestürzung riefen sie: „Unser Kamerad ist verloren, der ihn retten will, geht selbst zu Grunde. Wir sind mit knapper Not dem Tode entgangen!“

Was ist nun in den letzten 15 Minuten aus dem Verunglückten geworden, denn so viel Zeit verging, bis man mit dem Nachen die gefährliche Stelle erreichen konnte? ... Er selbst hat später Nachfolgendes erzählt: „Als das Gewicht der Schlingpflanze mich in die Tiefe zog, erkannte ich die ganze Gefahr meiner Lage. Nach Atem ringend, machte ich die verzweifeltsten Anstrengungen, an der Oberfläche zu bleiben. Da sah ich inmitten der Zweige des verhängnisvollen Gewächses mein Stapulier treiben, das ich vor dem Baden vergessen hatte, abzulegen. Krampfhaft griff ich danach und stieß in Todesangst die Worte hervor: „Gütigste Jungfrau Maria, rette mich.“ Fast zugleich sank ich unter, doch ohne jenes fürchterliche Angstgefühl, das mich vorher ergriffen hatte, auch kam ich durch einen heftigen Kniestöß sofort wieder empor. Am gleichen Augenblick erfaßte mich einer der Kameraden, die mir zu Hilfe geeilt waren, am Arme und brachte mich an die Oberfläche, jedoch vermochten sie mich nicht der Umstrickung des Gewächses zu entziehen. Sie verwickelten sich selbst und begannen um ihr eigenes Leben zu kämpfen.“

Meine Füße waren zusammengedrückt, wie in einem Schraubstöß, den Armen war die freie Bewegung genommen, denn starke Ranken hielten sie umschlungen, aber mein Kopf blieb außer dem Wasser. Ich blickte um mich und sah, wie meine Kameraden alles anboten, um aus dem Bereiche der gefährlichen Pflanze zu kommen. Das Stapulier in der Hand versuchte ich das Memorare zu beten.

Nach wurde ganz beruhigt, denn ich fühlte mich unter dem Schutze der Mutter Gottes, und wunderbar, gegen alle Regeln der Schwimmkunst, obgleich ich mich nicht zu bewegen vermochte und durch das Gewicht der mich umstrickenden Pflanzen nach unten gezogen wurde, blieb mein Gesicht vollständig an der Oberfläche des Wassers. Ich schrieb diese Lage sofort der Fürbitte der allerbarmlichsten Jungfrau zu. Völlig in dem Vertrauen auf ihren mächtigen Schutz bauend, erwartete ich ruhig den Beistand meiner Freunde. Und so sah ich nach einer Viertelstunde den Kahn nahen, der mich ans Ufer brachte.

Mit Mühe hatte man den Jüngling aus dem Gewirre der zahlreichen Zweige und Ranken der tüdlichen Wasserpflanze gelöst, dann brachte man ihn ans Land, und in einem nahen Gasthof bot man ihm Erfrischungen und nötigte ihn einige Zeit auszuruhen.

Die Aufregung und Freude der andern Jünglinge war groß, alle fühlten sich von tiefem Danke gegen die heilige Jungfrau erfüllt und nahmen sich fest vor, stets treu ihr Stapulier zu tragen. Den Lehrern war eine schwere Last der Verantwortuna vom Herzen genommen.

Man hatte sich in einem Saale des Gasthauses versammelt, wo ein Piano stand. Einer der Jünglinge setzte sich ans Instrument und stimmte ein Lied zu Ehren der Himmelskönigin an, worauf alle andern begeistert einstimmten. Auf einmal ging die Türe auf, und der Gerettete erschien freudestrahlend auf der Schwelle, der rosige Schein der Gesundheit auf den Wangen. Seine Kameraden drängten sich um ihn mit Tränen in den Augen.

„Ohne den Schutz der heiligen Jungfrau wäre ich nicht mehr unter euch, meine Freunde,“ sprach er tiefbeugt. Darauf trat er auch zum Piano und stimmte das Magnifikat an.

Man kehrte erst spät am Abend ins Kollég zurück, aber Lehrer und Jünglinge begaben sich trotzdem noch in die Kapelle, um dort dem göttlichen Erlöser im Tabernakel für die wunderbare Rettung aus Todesgefahr auf Fürbitte Seiner heiligen Mutter von ganzem Herzen zu danken.

So ging eine der Verheißungen, welche die heilige Jungfrau an das Tragen ihres Stapuliers geknüpft hat, wieder einmal herrlich in Erfüllung.

„Es ist ein Rettungsmittel in Gefahren und ein Unterpfand besonderen Schutzes für alle Zeiten.“

„Meine Wege sind nicht eure Wege.“

Die Mutter weinte und der Vater grollte; die Mutter, weil sie einen tiefen Schmerz empfand; denn ein Lieblingswunsch, den sie lange Jahre im Herzen getragen hatte, war ihr verloren gegangen; der Vater, — weil man seinen Willen durchkreuzt hatte; er war es nicht gewohnt, daß man ihm widersprach. Und der, dem Tränen und Groll galten, fuhr mit fröhlichem, leichten Herzen in die Welt hinaus, voll Schaffensdrang und hoher Lust, im seligen Freudengefühl der Freiheit.

Es war ganz anders gekommen, als die Eltern gedacht und geplant hatten. Rolf, der fröhliche, frische Bursche, war ihr Erster gewesen, nach zweijähriger Ehe, und als sein Bruder zur Welt kam, schwach, bleich und zart, da sprang er schon als kräftiger, pausbäckiger Bube von sechs Jahren herum, der Liebling aller Dienstboten, der lachende Sonnenstrahl aller Bekannten. Er lernte Berstein wie ein geborener Deklamator, und wenn er mit der Mutter aus der Schloßkapelle heimkehrte, dann sang er die Orgelweisen nach und sprach mit seltsam vibrierendem Stimmklang: „Kyrie eleison!“

Da hatte ein frommes Träumen und Planen die Mutter erfaßt, erst heimlich und leise, dann sehned wie ein schöner Lebenswunsch; sie sah ihren Knaben zum Mann gereift am Altare stehen als Diener Gottes, und sie schloß in seligem Erschauen die Augen. Den kleinen Willibald auf den Knien, betete sie um Erfüllung ihres Wunsches, und der Vater lächelte zufrieden dazu.

So war Rolfs Schicksal vorausbestimmt und sein ganzer Lehrgang wurde dem schönen Ziele angepaßt. Kam er zu den Ferien heim, dann sah die Mutter beklüftet nach ihm hin, wenn er am Flügel mit wunderbar ergreifender Stimme Volkslieder sang, und im Geiste hörte sie ihn in der Dämmerung der kleinen Kapelle das „Sursum corda“ der andächtigen Menge in das Herz singen. — Ihre Gedanken webten und spannen an der Zukunft des Sohnes und sie wußte von keinem Zweifel und keiner Sorge, daß die Wünsche, Anlage und Talente ihres Erstgeborenen andere sein könnten und in andere Bahnen einlenken möchten, als sie ihnen mit ihren Wünschen vorgezeichnet hatte.

Und nun weinte sie über zerstörte Hoffnungen, über jäh vertehrte Träume, und der Vater zürnte, daß der Eigenwille seines Erstgeborenen höher ging als sein väterlicher Nachspruch.

Rolf hatte erst nur gelächelt und mit großen Augen geforscht: „Lauge ich denn zum Priester?“ als man zu ihm von dem elterlichen Beschluß gesprochen hatte. — In den folgenden Ferien hatte er zögernd die Mutter bestürmt: „Gib es auf, Mutter, ich kann nicht, nach anderem Beruf geht mein Sinn!“ und nun, da die ernste Entscheidungstunde gekommen war, hatte er bleich bis in die Lippen, aber energisch erklärt:

„Nie und nimmer, es wäre Sünde und Frevel, denn mein Herz hängt an den Freuden der Welt!“

Und nun zog er mit jauchzendem Herzen in die lachende Gotteswelt hinaus, mit stolzen Plänen und festem Selbstbewußtsein, daß er ein schönes, großes Ziel erreichen würde in den Armen der fröhlichen Kunst. —

„Mütterchen!“

Willibald, der zarte, bleiche Knabe, dem man einen Erzieher und im hochgebildeten Schloßkaplan einen ernsten Lehrer gegeben hatte, weil man ihn zu zart für den Zwang eines städtischen Gymnasiums hielt, sah traurig und besorgt die weinende Mutter an und fragte weich:

„Mütterchen, warum weinst Du?“

Frau Magdalena strich ihm sanft die schwarzen Haarwellen aus der hohen Stirne:

„Ich kann Dir's nicht sagen, Herzblatt, Du würdest mich nimmer verstehen!“

Willibald schlang die Arme um ihren Nacken.

„Lieb Mütterlein, wenn Dir das Herz nicht so weh wäre, möchte ich Dir eine Bitte nennen, die mir keine Ruhe läßt!“

„Heute nicht, mein Liebling; morgen, wenn ich mich beruhigt habe!“

Willibald schwieg und ging mit einem unterdrückten Seufzer in den Garten.

Dort saß der Vater mit finsternen Brauen.

„Vater, was macht Dich so traurig?“ fragte er schmeichelnd mild.

Der Vater sah den Knaben trüben Auges an: „Elternwille und Kinderwünsche liegen so weit auseinander, das verdunkelt mir die Seele!“

Dann stand er auf und ging gesenkten Hauptes durch die Parkwege, und der bleiche Knabe schlich stumm hinter ihm her, tief im Herzen die bangen Worte: „Elternwille und Kinderwille liegen so weit auseinander!“ Sollte sein sehnedes Wünsch der Eltern Wollen durchkreuzen? Sollte sich nie erfüllen, was ihm im Herzen wogte und was keines Menschen Seele ahnte, nur der Priester, dem er sich zögernd anvertraut hatte im Beichtstuhl?

Andern Tages sah er die Mutter erwartungsvoll an, aber — sie hatte vergessen, daß Willibald eine heiße Bitte auf dem Herzen hatte, und so trug er sie still verborgen im Herzen, stetig wechselnd mit zehrender Sehnsucht.

Wieder zog mit dem reichen Herbstfegen die Ferienzeit ins Land und Rolf kam, von Lebenslust sprudelnd, als junger Student heim. Er sang schelmische Lieder am Flügel, er zog mit Pinsel und Palette durch den alten Buchenwald und in ernsten Gesprächen mit dem Vater bewies er ihm, daß er über der Kunst das Studium nicht vergaß. — Die Mutter läuschte träumerisch und der Vater hatte den alten Groll vergessen.

Als aber Willibald mit dem großen Bruder allein war, da ergriff er seine Hände und preßte sie stürmisch, und Rolf fühlte, daß sie eiskalt waren.

„Was ist Dir, Klein-Willi?“

„Rolf, ich habe eine so heiße Bitte auf dem Herzen, aber mir ist so bang, sie durchkreuze Vaters Willen und Mutters Pläne; Du weißt — ich sollte einst das Gut übernehmen und bewirtschaften!“

„Auch Du hast andere Pläne!“ lachte der ältere Bruder, „aber sag mir's nur, ich will Dein Fürsprecher sein. Lohnt es Dich vielleicht hinaus in die Freiheit der Großstadt, fort aus der Einsamkeit hin zu den Freuden der Welt?“

Willibald schüttelte den Kopf und schlug die Hände ineinander, und der Bruder dachte: „Mein kleiner, sanfter Bruder wäre ein herrliches Modell zum heiligen Aloysius“, laut aber sagte er:

„Was schweigst Du, so rede doch freimütig, Du kleiner Träumler.“

Da antwortete leise, wie ein Hauch, Willibald: „Der Mutter wird es Tränen kosten und den Vater erzürnen, aber sieh, lieber Rolf, ich kann nicht anders, ich kann nicht, es muß sein!“

„Was ist's, Willi?“

„Ich will mein Leben Gott weihen und Priester werden!“

Da lachte Rolf unbändig auf, aber in seinem Auge schimmerte es feucht; er umarmte den Bruder und wirbelte mit ihm durch den ganzen Ahnensaal und als sie stillstanden, da rief er:

„Lach mich machen, Aelter Bruder, und vertraue auf mich; Vater und Mutter werden Deinen Entschluß mit Jubel erfassen — für mich aber bete, ich habe andere Wünsche als Du!“

Am Abend, als man im traulichen Verein um den Kamin saß, da legten die Eltern segnend ihre Hände auf Willibalds Haupt und der priesterliche Lehrer sagte mit Nachdruck: „Nicht Elternwille darf das Schicksal der Kinder bestimmen wollen. Gott weiß die Seinen zu wählen und zu rufen!“

Jahre sind im Wechsel von Freud und Leid vorübergetauscht, die Buchen im Schloßpark sind höher emporgewachsen, und der Esen hat die Mauer überwuchert. Frau Magdalena hatte Silbersäden im Haar, und ihr Gatte geht mit gebeugtem Rücken. Aber beiden lacht Friede und Glück aus den Augen, wie sie der Schloßkapelle zuschreiten, begleitet von einem jungen Brautpaar, dem der lachende Frühling in den Augen und im Herzen liegt. Es ist Rolf mit der Geliebten und die Eltern freuen sich, dem jungen Paare das Gut mit allen Freuden und Lasten, mit allen reichen Einnahmen überlassen zu können, um in stiller Ruhe und Frieden ihren Lebensabend bei dem jüngsten Sohne zu beschließen. — Nun treten sie in die Kapelle.

Am Altar zelebriert ein junger, bleicher Priester mit selig verklärtem Antlitz. Wie er mit weicher, milder Stimme „Sursum corda“ singt, neigt schluchzend die Mutter ihr Haupt. Die Erinnerung zieht wie in einem Spiegel an ihr vorbei, sie dankt Gott, daß — ihr Knabe Sein Diener geworden — und tief in ihrem Herzen erklingt das Wort der Schrift: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege!“

Glossen zur Abwehr!

Hat Christus gelebt? — Törichte Frage! Seit wann zankt man sich denn in der gesamten Menschheit um etwas, was nie dagewesen, geschweige den 1900 Jahre nach der angeblichen Nichtexistenz?

Wenn Kardinal Ropp nicht mehr hinterlassen hat, hat er schlecht gewirtschaftet — Deklamierte jüngst der Genosse Ad. Hoffmann im preussischen Abgeordnetenhaus. — Nach der Meinung dieser Leute ist also das Ausgeben der Einkünfte zu gemeinnützigen Zwecken ein — schlechtes Wirtschaften!

Man kann ganz gut Katholik und Sozialdemokrat sein, sagen die Genossen. Man kann auch einen Anzug tragen, der auf der rechten Hälfte von oben bis unten rot und auf der andern Hälfte schwarz ist. In einem solchen Gewande kann man indessen nur einmal im Jahre herumlaufen, am — Karneval.

Man muß den Jesuiten immer das Aufhebungs-Breve des Papstes Clemens XIV. entgegenhalten, dann sind sie einfach wehlos (Wartburg 1914 Nr. 18). — Dann werden die Jesuiten und ihre Freunde das Wiederherstellungs-Brevé des Papstes Pius VII. vom 7. August 1814 entgegenhalten, und dann haben sie einfach gewonnenes Spiel.

Bei der Aufhebung des Jesuitengesetzes kam es zu lebhaften Auseinandersetzungen unter den Parteien. Nicht deshalb, weil die eine oder andere für eine Fortdauer des Gesetzes gewesen wäre. Ganz im Gegenteil. Keine wollte etwas damit zu tun haben; sondern darum ging der Streit, wer schuld sei an dem häßlichen Geschehen. Jede Partei schob die Verantwortung auf die andere. So erfolgte die Aufhebung einstimmig. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei bemerkt, daß dieser Vorfall sich abspielte im Parlament von — Nicaragua.

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Kindererziehung.

Von Blätter von einem alten Praxikus.

(Fortsetzung.)

Die Zuchtmittel.

Wenn von Zucht die Rede ist, denken die meisten Leute an den Stock, wer aber kein anderes Erziehungsmittel kennt, der wird keine Kinder ziehen können. Der Stock wird allerdings beinahe nie fehlen dürfen, aber er ist nicht tägliches Brot. Wenn ein Kind gar keine guten Worte bekommt, sondern nur Schelte und Prügel, so wird es hartnäckig und böseartig. Wie ein Pferd sich schließlich aus den Prügeln nicht mehr macht, wie ein Hund endlich bei andauernder Mißhandlung heimtückisch wird, so ist das beim Menschen auch. Regen und Sonnenschein will das Bäumchen haben, dann wird es wachsen; aber wenn es krumm werden will, so steckt man einen Stock dazu. Im allgemeinen soll der Stock erst dann in Tätigkeit treten, wenn die anderen Strafmittel erschöpft sind.

Ein verweisender Blick, ein leises Kopfschütteln sollte in vielen Fällen genügen, dem Kind zu sagen, was es soll oder nicht soll. Wir verlangen von unserm Haushund, daß er unsern Blick versteht, daß er sich nach unsern Mienen richtet, sollte man unsere Kinder nicht so hoch einschätzen, daß sie mehr können als unsere vierbeinigen Hausgenossen?

Wenn der Blick nicht ausreicht, mag das Wort ihm folgen. Aber heileibe nicht wie ein Wasserfall, wie ein nimmer versiegender Quell! Ich denke mit Schauern an die oder jene Familie, wo es von morgens bis abends geht: „Laß das“, „Hörst du denn nicht bald auf“, „Das sollst du doch nicht!“ Glauben wir denn, daß Kinder wirklich noch ein Ohr haben für dieses Geplätscher?

Besonders Frauen, sagt Alban Stolz sehr richtig, überfließen oft von Ermahnungsredenarten, welche durch ihre Unnützigkeit und große Zahl vergestalt die Kinder stöckig machen, daß sie dieselben so unempfindlich und kalt über sich herabließen lassen wie der Wasserstein in der Küche das Spüllicht. Zuweilen brauchen Kinder die Pfaffen, die über sie ergossen wurden, um beim Spielen ihren Spaß damit zu treiben. Daher kommt es auch, daß die Ermahnungen des Vaters meistens ein viel größeres Gewicht haben, als einer wortflüssigen Mutter. Ermahnungen geben, wo man sich selbst sagen könnte, daß sie nicht befolgt werden, ist nicht nur unnötige Geschwätzigkeit, sondern ruiniert die ganze Erziehung, weil der Gehorsam zu Grunde gerichtet wird. Die Ermahnung ist ohne Zweifel eines der wichtigsten Mittel, um auf die Kinder einzuwirken. Soll sie aber wirklich zu Herzen gehen, so muß die Persönlichkeit, welche ermahnt, den Kindern lieb und von ihnen respektiert sein. Auch von den Beweggründen der Ermahnung hängt sehr viel ab. Hier zeigt sich so recht die Armut und Unzulänglichkeit einer Erziehung, welche ohne christlichen Glauben ihre Kunst treiben will. Die fast zwingende Kraft, womit eine Ermahnung auf die Kinder eindringt, liegt im Vorhalt christlicher Wahrheiten, z. B. Allwissenheit, Liebe Gottes, Gerechtigkeit, Gericht, Leiden Christi; manche Bibelstellen sind das gewaltigste, was man den Kindern zu Gemüte führen kann. Alles dagegen, womit eine bloß weltliche Erziehung das Kind ermahnen will, ist aufgehäufter Schnee: religionslose Ermahnungen geben keine Festigkeit bei Versuchungen, schmelzen wieder hinweg und lassen den Boden des Herzens leer und öde. Wo es sich um die Erziehung von vielen Kindern handelt, wirkt die Ermahnung am besten, wenn man jedes besonders vornimmt und ihm ruhig und wohlwollend Vorschriften macht über sein bisheriges Verhalten und ihm entsprechende Ermahnungen gibt. Das wird nicht nur gut aufgenommen, sondern weckt Vertrauen und Liebe zum Erzieher. Was dem Kinde „unter vier Augen“ ans Herz gelegt wird, verliert nicht an der Wirksamkeit durch die Nebenbesorgnis, was die anderen Zuhörer davon denken werden, das Zureden wird lebendiger und inniger, wie ja auch die Ermahnung im Beichtstuhl meistens wirksamer ist als in der Predigt.

Unter Umständen kann eine Ermahnung sehr bedeutende Wirksamkeit auf die Kinder ausüben, wenn dieselbe von einer fremden Person gegeben wird, die gerade in der Familie Besuch macht, oder von einem Kranken, dem Tode nahen Familienglied. Solche Worte prägen sich zuweilen unauslöschlich ein in das

Herz der Kinder, so daß sie im Greisenalter noch nicht vergessen sind. Besonders sollte man Anlässe zu solchen außergewöhnlichen Ermahnungen nicht unbenutzt vorübergehen lassen, wenn einzelne Kinder mehr oder weniger hartnäckige Fehler oder Unarten an sich haben, welche zu beseitigen die bisherigen Bemühungen vergeblich waren.

Die Ermahnung wird oft in Tadel und Verweise übergehen müssen. Sie müssen so angewendet werden, daß bei den Kindern dadurch das Gewissen geweckt, richtig geleitet und belebt wird. Der Tadel muß daher genau sich richten nach der persönlichen Schuld und der sittlichen Bedeutung dessen, worin das Kind sich verfehlt hat.

Auch beim Tadel hängt die Wirksamkeit viel davon ab, wie er gegeben wird. Wenn derselbe breit-schwähig und verwässert gegeben wird, so macht er keinen kräftigen Eindruck. Andererseits sind Schimpfwörter Schloßentörner, die nur Schaden, niemals Nutzen; namentlich wird die Verehrung und Liebe des geschimpften Kindes zum Erzieher, der schimpft, mehr oder weniger beeinträchtigt. Hingegen wenn der Verweis eine Anerkennung des bisher guten Betragens oder der sonstigen guten Eigenschaften des Kindes beigefügt wird, so macht dies der Tadel viel eindringlicher, selbst schmerzlicher, aber auf heilsame, aufmunternde Art. Zu dem Essig des Tadels füge man auch das lindernde Öl bei, indem man die Erwartung ausspricht, daß das Kind sich bessern werde und indem man sich etwa das Versprechen der Besserung geben läßt. Wenn aber beim Tadel etwa gesagt wird: „Ich hätte nie gedacht, daß du so etwas tun werdest, du hast dich sonst so gut betragen, du bist gewiß nur von anderen verleitet worden, denn du hast doch ein gutes Herz“ usw., da wird das Kind eher zu Tränen der Reue kommen, als wenn man nur kalten, harten Tadel ausspricht. Schimpfnamen geben ist u. a. auch deshalb so schädlich, weil das Kind und die Zuhörenden die Achtung der Menschen- und Ehrwürde überhaupt verlieren. Nicht umsonst stellt der Heiland in der Bergpredigt manche Schimpfwörter unter die schweren Sünden. Der Verweis oder Tadel, welcher wegen einer sittlichen Verfehlung gegeben wird, darf nicht vor anderen geschehen, wenn diese nichts von der Sache gewußt haben, wie es auch mit Strafen in dieser Beziehung gehalten werden soll. Denn auch dem Kinde gegenüber gilt die christliche Pflicht, ihm nicht die Ehre abzuschneiden, d. h. nicht unnötigerweise seine Sünden zu offenbaren, z. B. wenn es gestohlen hat. Auch kann auf andere Kinder, welche das Vergehen erfahren, dasselbe als böses Beispiel schädlich wirken. Werden mit dem Tadel Drohungen verbunden, dann seien es nur solche, die auch wirklich ausgeführt werden können, denn vollführt man die Drohung nicht, wie sie für einen gegebenen Fall ausgesprochen worden ist, dann hat man gewissermaßen seine künftigen Drohungen um allen Kredit, folglich um alle Wirksamkeit gebracht; selbst die drohende Person verliert die so notwendige Achtung bei den Kindern. Es verhält sich damit wie mit den Späßen, welche sich der Vogelscheuche zuletzt mitwillig auf den Kopf setzen, wenn sie allmählich gemerkt haben, es sei nicht so gefährlich wie es aussieht. Uebrigens braucht das „Wort“ nicht immer tadelnd zu sein. Es gibt sehr viele kleine, die dem Lob ungemein zugänglich sind. Ein anerkanntes Wort wirkt bei ihnen besser und nachhaltiger, als Tadel oder Züchtigung. Und warum soll man es einem Kinde, das etwas zu unserer Zufriedenheit getan hat, nicht eingestehen, ihm nicht die Freude machen, daß wir ihm unsere Anerkennung aussprechen? Wir wissen es ja von uns Großen, wie forderlich für unsere Arbeit es ist, für unsere Freudigkeit und unseren Eifer, wenn wir merken, daß man mit uns zufrieden ist. Und wie lähmend ist es andererseits, wenn wir jahraus, jahrein tun, was wir können, und „es ist kein Dank!“ Beim Kinde ist es gerade so. Nur muß man eben Maß halten; es gibt auch Kinder, die durch Lob träge und nachlässig werden.

Lebensregeln eines heiligen Jünglings.

Was ein Hälchen werden will, läßt mit sich beizeiten! sagt ein Sprichwort. Und wer ein Heiliger werden will, muß in der Regel frühzeitig den Anlauf dazu nehmen. Ein lehrreiches Beispiel hierfür ist unter andern auch der selige Peter Maria Moya Chanel, der erste Blutzuge der Südsee. Er war geboren den 12. Juli 1803 und ist gestorben am 27. April 1841 als Märtyrer

auf Futuna, einer der Freundschaftsinseln, selig gesprochen am 17. Dezember 1889. 16 Jahr alt, schrieb er im kleinen Seminar von Meximieu (Frankreich) bei den heiligen Exerzitien, die das Schuljahr eröffneten, folgende Lebensregeln nieder:

1. Jeden Tag während des folgenden Monats will ich den Psalm: „Lobet den Herrn alle Völker“ (116) und ein „Unter deinem Schutz und Schirm“ beten, um Gott für die große Gnade dieser Exerzitien zu danken und um durch die Fürbitte der allerheiligsten Jungfrau die Gnade zu erlangen, ihre Frucht treu zu bewahren.

2. Vor allem will ich es mir angelegen sein lassen, alle Vorschriften der Hausordnung ohne Ausnahme pünktlich zu beobachten, indem ich in ihnen den Ausdruck des göttlichen Willens mir gegenüber erkenne.

3. Beim ersten Ton der Glocke will ich des Morgens beim Aufstehen dem lieben Gott sogleich mein Herz und alle Handlungen des Tages durch die Hände der allerheiligsten Jungfrau aufopfern.

4. Ich will alle meine Gebete, sowohl die längeren als auch die kurzen, im Geiste des Glaubens verrichten. Der hl. Messe, zumal an den Tagen, wo die Kirche ihre Anbörung zur Pflicht macht, will ich so aufmerksam als möglich beiwohnen. Doch soll auch an den andern Tagen der Gedanke, daß ich dazu nicht verpflichtet bin, in keiner Weise mich veranlassen, mir geringere Nähe zu geben.

5. Die Schulaufgaben, in der Klasse und auch zu Hause will ich genau und pünktlich machen. Sollte ich je eine unterlassen, so will ich den Grund davon meinem Professor in aller Offenheit mitteilen.

6. Meinen Lehrern will ich ohne Ausnahme mit aller Hochachtung begegnen, meine Mitschüler mit wahrer christlicher Liebe lieben.

7. Ich will nicht über 3 Wochen verstreuen lassen, ohne zu beichten, und falls mein Gewissen mir etwas vorwirft, noch öfters zum Beichten gehen.

8. Monatlich werde ich diese Vorsätze einmal durchlesen und mir zur Sühne der bezangenen Fehler eine Buße auferlegen.“

Offenbar gehörten diese guten Vorsätze des jungen Chanel nicht zur großen Zahl derer, mit denen der Weg zur Hölle gepflastert ist, denn sie zeigten sich in der Folge als überaus fruchtbringend; stets zeigte er während seiner Studienzeit eine ungeheure, einfach-herzliche Frömmigkeit, eine außer-gewöhnliche Reinheit der Seele, großen Eifer in den Studien und innige Andacht zur Gottesmutter. Welch anziehendes, herrliches Vorbild zumal für die Jugend! Treu im kleinen schon in jungen Jahren, hat sich der selige Peter Maria Chanel späterhin auch der großen Gnaden würdig gezeigt, mit denen der Herr ihn geschmückt hat: der Gnaden des Priestertums, des Heidenapostolats und — des Martyriums!

Mert's.

„Daß der Alkohol das Heiligtum der Familie entweicht und besudelt und das Glück der Familie mordet, das brauche ich nicht zu beweisen, das bezeugen unter Weinen und Schluchzen, unter herzzerbrechendem Jammer und Klagen unzählige unglückliche Mütter und Kinder, die zu Hause hungern, während der Vater im Wirtshaus schleimt — denen die Trunksucht des Vaters das Leben zur Hölle macht.“ — Mir blutet das Herz, wenn ich daran denke, daß Eltern ihren Kindern die natürlichste und unentbehrlichste Kindernahrung, die Milch, entziehen und zum Ersatz dafür ihnen Alkohol beibringen. Ich muß das als eine himmelschreiende Sünde bezeichnen, dieses Verbrechen der Giftmischeret.“ (Bischof Reppel)

Eine Beleuchtung der „körperlichen Erleichterung“ bietet das Ergebnis des Erlassgeschäftes im letzten Berichtsjahre. Danach ist der Prozentsatz von 57,1 auf 55,5 zurückgegangen. Ohne Zweifel hat der übertriebene und ausgeartete Sport manchen Unzulässigen auf dem Gewissen. Ueberhaupt muß immer und immer wieder betont werden, daß nicht Korruption im Turnen, Wandern, Nachherbergen und Bedern, sondern daß Sittlichkeit, auf deutsch und christlich: Keuschheit, die sicherste und beste Wurzel und Garantie aller Körpererleichterung ist.

selbst wenn einmal die soziale Gesetzgebung ihren Höhepunkt erreicht und ihre Aufgabe erfüllt haben wird. Die Ungleichheit der Menschen in den Vermögensverhältnissen läßt sich eben nicht aus der Welt schaffen; würden die Güter der Erde wirklich einmal in gleicher Weise unter ihre Bewohner geteilt, so bliebe diese Gleichheit gewiß kaum einige Tage bestehen, die Tugenden und Laster der nun einmal auch sonst ungleich gearteten Menschen würden ihr in kürzester Zeit ein Ende bereiten. Man braucht, um einen Beweis dafür zu haben, nur auf die Nachkommen ein und derselben Familie zu achten, die von ihren Eltern mit ganz gleichem Erbteil bedacht wurden; bei dem einen wächst es und nimmt zu wie die Pilze in lauer Sommernacht, bei dem andern schmilzt es dahin wie der Schnee unter den Strahlen der Frühlings-Sonne.

Aber auch werklätige Freunde der Armen gab es zu allen Zeiten, und auch diese werden nie aussterben; tief im menschlichen Herzen ist das Mitgefühl mit den Notleidenden begründet, nur die krasseste Selbstsucht vermag den letzten Funken Mitleids zu verlöschen. Den größten Dank aber schulden die Armen dem Stifter der christlichen Religion, dem Gottmenschen Jesus Christus, der arm auf Erden wandelte, selbst von der Miltätigkeit guter Menschen abhängig sein wollte und die Werke der Barmherzigkeit seinen Anhängern zur strengsten Pflicht und zur Bedingung der Erlangung des ewigen Lebens gemacht hat. In den Reihen seiner Befenner finden wir daher die größten und edelsten Helfer der Armut in großer Zahl, solche, die nicht allein ihr eigenes Vermögen den Bedürftigen zuwendeten, sondern auch bei anderen die nötigen Mittel erbettelten.

Der Kalender vom 19. Juli nennt uns den Namen eines der größten Freunde menschlichen Elendes, die je auf Erden gelebt haben. Es ist der hl. Vincenz von Paul, dessen Wirken als Wohltäter der darbedenden und leidenden Menschheit an's Wunderbare grenzt. Geboren am 20. April 1578 zu Nanquines, einem kleinen französischen Dörfchen, nahm er in seiner Jugend an den Arbeiten seiner frommen Eltern, die arme Landleute waren, teil und wurde Viehhirt. Als er 12 Jahre alt war, fand der aufgeweckte Knabe bei den Franziskanern Unterkunft und durfte zu seiner größten Freude studieren. Als Priester wurde er im Jahre 1605 von Seeräubern entführt und lebte über ein Jahr lang als Sklave in Tunis (Afrika). Seinen letzten Herrn bekehrte er und erhielt von ihm die Freiheit. Im Jahre 1612 wurde er Pfarrer, 1615 Domherr, 1619 Seelsorger der königlichen Galeeren oder Staatsschiffe. Er starb am 27. September 1660 zu Paris.

In der Bekämpfung der in vielen Gegenden Frankreichs herrschenden Notlage leistete er Unglaubliches. Während seines Lebens sammelte er mehr als 50 Millionen Mark für Notleidende um den Gefangenen auf den Galeeren und in den Gefängnissen auch geistige Hilfe zu bringen, stiftete er 1624 den Orden der Missionspriester, die man gewöhnlich Lazaristen nennt. Um den Armen eine hingebende, kostenlose Krankenpflege, hilflosen Findelkindern liebevolle Ausnahme und Fürsorge zu sichern, gründete er 1633 das Institut der barmherzigen Schwestern, die sich dann später Vinzenzschwestern nannten. Diese wirken jetzt in etwa 3000 Niederlassungen in einer beiläufigen Zahl von 33 000 Schwestern. In unserer Diözese haben sie ihr Mutterhaus in Fulda. Mögen recht viele Jungfrauen aus der Diözese, die Beruf zum Ordensstand haben, sich dort zur Aufnahme melden. Das alles hat ein einziger Mann, nur ausgestattet mit einer nie ruhenden Liebe zu den Verlassenen und einem felsenfesten Gottvertrauen zustande gebracht.

Noch heute wirkt sein Beispiel auch außerhalb der von ihm ins Leben gerufenen Ordensgenossenschaften fort, in den sogenannten Vinzenzvereinen, die allüberall verbreitet sind, auch in unserer Diözese. Es sind dies Vereine, die sich besonders verschämter Armen annehmen, diesen die Unterstützung ins Haus tragen, für gefährdete Kinder

sorgen, Obdachlosen ein Heim, entlassenen Gefangenen eine Anstellung verschaffen. Acht Pariser Studenten waren im Jahre 1833 die Schöpfer dieser heute mehr als 6000 Zweigvereine zählenden kirchlich-sozialen Einrichtung. Die jährliche Ausgabe dieser Vereine beträgt 10 Millionen Mark. Grundsatz ist, die Spenden womöglich in Lebensmitteln, Kleidung, u. a. zu geben, Barmittel nur in Ausnahmefällen zur Begleichung der Miete und dergl. Dadurch, daß die Almosen ins Haus gebracht werden, entfällt für die Armen die Beschämung, den Wohltätern aber erwächst hieraus die Möglichkeit einer präsenden Nachschau und Kontrolle.

So ist St. Vincenz von Paul auch unsterblich auf Erden in den Werken, die sein barmherziger Geist zum Troste der Armut erfunden.

Der Kalenderschreiber.

Protestantische Stimmen über die katholische Kirche.

Vor einigen Jahren schrieb der evangelische Theologe M. Schiele von seinen Glaubensgenossen: „Wie wenig kennen wir die religiösen Kräfte des Katholizismus! Wie verschließt uns schon der übliche Konfirmandenunterricht . . . den Zugang zu dem innern Leben der Katholiken.“ Beschämend für weite Kreise unseres Volkes, fügte er die Frage bei: „Oder bemühen wir uns schon so um das Verständnis des Katholizismus wie um das der Veden, des Buddhismus, des Islams?“ (Evangelische Freiheit 1908, 491.) Die selbstherrliche Geringschätzung, mit der so viele Protestanten auf die katholische Kirche herabblicken, läßt es ihnen nicht der Mühe wert erscheinen, sie kennen und verstehen zu lernen. Man begnügt sich damit, sie als überwundenen Standpunkt zu verachten oder zu bemitleiden. Dabei kommt es den wenigsten zum Bewußtsein, daß die katholische Kirche jene alte Kirche ist, in der einst auch ihre Vorfahren gelebt und sich glücklich gefühlt haben, und daß diese Kirche, wie sie die Schöpferin der germanischen Kultur ist, auch heute noch mit dem Reichtum ihrer Gedankenwelt selbst den Modernsten der Modernen nährt und erleuchtet.

Der historische Undank, der, abgesehen von allen religiösen Momenten, in diesem Verhalten liegt, kann edleren und freieren Geistern unmöglich entgehen, und er findet daher auch von Zeit zu Zeit in der Literatur eine gebührende Kennzeichnung und Zurückweisung. Aus dieser Gesinnung des Protestes gegen weitverbreitete Anschauungen und Stimmungen ist auch der Aufsatz zu werten, den jüngst Professor Kurt Breyfig im Tag (Nr. 130 vom 6. Juni) über die alte Kirche niederschrieb. Nicht als ob der Berliner Historiker sich der katholischen Kirche zu nähern gedächte; er selbst steht abseits allem positiven Kirchenglauben. Aber die unehrliche Hebe der Prediger und das öde Geschwätz der Monisten fordern seinen Einspruch heraus. Als Deutscher hat er ein „Gefühl tiefer Unruhe bei all den Anfeindungen, unter denen heute der katholische Teil unseres Volkes . . . in den protestantischen und in den nicht mehr christlichen Schichten unserer Gebildeten wie selbstverständlich zu leiden hat.“ Diese offensibaren Ungerechtigkeiten haben aber gerade den Erfolg, den Blick immer wieder auf die katholische Kirche zu lenken und ihr bei den Tieferblickenden Neigung ja Liebe zu erwecken. Breyfig spricht es offen aus:

Wir sind ermüdet von dem zur Schablone gewordenen Schelten und Eisern der protestantischen Theologen; wir sind erzürnt über die Redensarten, die das liberale Freidenkertum niederer Observanz dem Katholizismus zu widmen pflegt, die seit ihrer Entstehung noch verwachsener und platter geworden sind, als sie es von Anfang an waren, und die immer als ein Schuldsfall dafür werden gelten müssen, daß niemand im Geiste je untoleranter war als diese Verfechter der unumschränkten Toleranz. Und wenn es etwas gibt, was uns eigens zur Würdigung, ja Verehrung dieses, wenn nicht ältesten, so doch heiligsten Gutes deutscher Ueberlieferung bewegen könnte, so ist es die fade Selbst-

verständlichkeit, mit der die Popularphilosophie einiger berühmter Naturforscher . . . über das was sie Mystik nennen aburteilt. Sie sind damit schon in den Niederungen herabgefliegen aus denen uns der dumpfe Haßschrei des Sozialismus entgegenschallt.

Was dann Breyfig von der Mystik, dem Kultur- und Kunstschaffen des Mittelalters und dagegen von der Dürftigkeit und übermäßigen Mächtigkeit unserer Zeit sagt, das ist zwar an sich nicht neu, aber immerhin bemerkenswert, wenn es von einem Anhänger der modernen Kultur ausgesprochen wird. Er weist natürlich den Gedanken zurück, als ob der Protestantismus den Geist unseres Volkes gelähmt habe, aber er muß doch zugestehen, „daß das katholische Lebensalter unseres Volkes die Zeit seiner ungebrochenen, noch nicht rationalen und eben darum stärkeren Jugend darstellt.“ Zwischen den Zeilen kann man die leise Trauer lesen, daß das Mannesalter unseres Volkes der verheißungsvollen Jugend bisher so wenig entsprochen hat. Breyfig ist übrigens nicht der einzige, dem der Blick in das verklärte Mittelalter das Verständnis für die große geistige Bedeutung des Katholizismus erschlossen hat. Schon vor ihm hat ein Berliner Fachkollege Dietrich Schäfer in seiner deutschen Geschichte (Zena 1910 I, 417) geschrieben: „Wer die Entwicklung der mittelalterlichen römischen Kirche verfolgt und nicht erfüllt wird von Bewunderung für die Größe und Kühnheit der zugrunde liegenden Gedanken, für Umfang und Bedeutung der versuchten und erreichten Wirkungen, der kann sich rühmen, vom Horazischen nil admirari völlig durchtränkt zu sein.“ Freilich, die meisten unserer Gebildeten bedürfen dieses horazischen Geistes nicht, um der katholischen Kirche ihre Anerkennung versagen zu können; die umfassende Unkenntnis der katholischen Vergangenheit macht sie für jede Regung von Bewunderung unempfänglich.

In ähnlicher Weise, wie Breyfig, aber von einem andern Standpunkte aus, nimmt auch der bekannte Pädagoge Geh. Reg.-Rat Adolf Matthias zur katholischen Kirche Stellung. In seiner jüngsten Schrift: Erlebtes und Zukunftsfragen aus Schulverwaltung, Unterricht und Erziehung (Berlin, Weidemann, 1913), kommt er auch auf den katholischen Religionsunterricht zu sprechen und erwähnt dabei ein Erlebnis aus seiner Wirksamkeit an simultanen Schulen. Er war beauftragt worden, den Leitfaden der katholischen Religionslehre für höhere Lehranstalten von Th. Dreher auf seine Zuverlässigkeit an paritätischen Schulen zu prüfen. Nach eingehendem Studium aller fünf Teile gab er ein günstiges Gutachten ab. Den Eindruck dieses Studiums und das dadurch ermittelte Verständnis der katholischen Lehre bezeichnet er selbst als einen hohen Gewinn.

„Bei dieser Arbeit habe ich erfahren, wie der ganze Aufbau der katholischen Glaubens- und Sittenlehre und der Lehre von den Sakramenten von einer bewundernswerten logischen Klarheit und, die Voraussetzungen zugegeben, von einer beneidenswerten Ueberzeugungskraft ist, und wie dieser Unterricht, gut erteilt, eine Schule des Verstandes bildet wie wenige andere Unterrichtsgegenstände. Nimmt man hinzu, wie die Geschichte der katholischen Kirche eine ununterbrochene Kette von Erfolgen aufweist und eine hohe Entfaltung der Kunst in sich schließt, so kann man sich wohl denken, wie viele Menschen angezogen werden von diesen Kräften, und wie es evangelische Männer geben kann, welche die Katholiken um ihr Glaubensleben beneiden.“ (S. 173.)

Dieses Urteil aus berufenem Munde klingt wesentlich anders als die verlogenen Phrasen von Volksverdummung und Aberglauben, welche die gegnerische Presse immer wieder der katholischen Kirche ins Antlitz schleudert. Es ist daher die Rußanwendung sehr am Platze, die Breyfig am Schluß seines Aufsatzes seinen protestantischen Glaubensgenossen nahegelegt: „Die lebendige katholische Kirche . . . sollten wir . . . nicht mit fremden oder gar feindseligen Blicken mustern, sondern trachten, sie zu verstehen.“ Von diesem Verständnis bis zum Katholischwerden bliebe immer noch ein weiter Wea, aber es wür-

den wenigstens die groben Vorurteile abgetragen, die heute den meisten Protestanten eine gerechte Wertung der katholischen Kirche unmöglich machen und dem konfessionellen Gader immer aufs neue Vorschub leisten.

— Eine Priesterweihe. —

Das goldene Rot des jungen Tages stiehlt sich eben schüchtern durch das Fenster der ehrwürdigen Domkirche, huscht leise hin auf den festlich geschmückten Hochaltar und eint sich dort innig mit dem flackernden Schein der Kerzen, der hell gegen den Himmel strebt, als wüßte er, zu weicher hoher Feiertage er heute leuchten soll. Vereint fallen Sonnenlicht und Kerzenschein auf all den warmen Schmuck der Blumen, auf die roten Geranien, auf die zarten Fuchsen, die leise den frohen Tag einläuten, und auf die reinen weißen Lilien.

Und ebenso weiß schimmern die weißen Kleider der Priesterkandidaten, die eben in langem Zuge, frohes Glück und stillen Frieden im Angesicht, die Sakristei verlassen und im hohen Chor lautlos auf die Kniee sinken.

Schon tönt des Oberhirten helle Stimme: „Introibo ad altare Dei“, „Ich will hintreten zum Altare des Herrn!“ Und die weißgekleidete Schar antwortet freudig: „Zum Herrn, der meine Jugend erfreut.“ Ob sie wohl je dachten, wie sie als kleine Ministranten diese Worte lernten, sie würden sie einstens als Priester sprechen dürfen? Die heilige Messe beginnt. Schon ruft es drimal stehend: „Kyrie eleison! Herr, erbarme Dich unser!“ „Schau gnädig auf uns und gib Segen, Du Geber aller Gnaden!“ Die ersten Worte des mächtigen heiligen Paulus sind eben vorüber, die er einstens an seine geliebte Gemeinde von Korinth schrieb: „Brüder, wir wollen nicht begierig sein nach dem Bösen, wie jene (die alten Israeliten) es waren.“ Da kehrt der Bischof in die Mitte des Altars zurück.

Laut ruft der Archidiacon in den Chor hinaus: „Jene, welche die Weihe des Priestertums empfangen wollen, sollen herantreten.“ Und dann liest er sie herab, Namen für Namen und jeder antwortet: „Adjum, ich bin da!“ Es liegt so viel darin in diesem kleinen Wörtchen, es zittert so Vieles, so Hohes, aber auch so Ernstes mit. In Tagen stiller Zurückgezogenheit bereiten sich die Kandidaten auf ihr hohes Amt vor, man zeigte ihnen klar, was ihrer wartet, ihre Pflichten, ihre schwere Aufgabe, und sie haben es sich überlegt, haben mit sich gerungen in heißem Gebete, und jetzt klingt hell im kurzen Worte der starke Manneswille: durch: Ich will, so Gott mir hilft!, zittert leise die Freude mit: „Siehe, o Herr, ich bin da, zwölf Jahre arbeite ich, mit Mühe oft und mit Not, und nun, o Herr, nun bin ich da, der Traum meiner Jugend soll sich erfüllen!“ Klingt stehend die zarte Bitte mit: „Ich bin da, o Herr, siehe, ich gehorche Deinem Winke, gib mir nun die Kraft und die Macht, ein treuer Arbeiter zu werden in Deinem Weinberg!“

Zum Bischof gewandt, beginnt der Archidiacon wieder: „Hochwürdigster Vater, die heilige Mutter, die katholische Kirche, verlangt, daß Du die hier Gegenwärtigen zur Würde des Priestertums erhebest! — Die Ernte ist groß, der Arbeiter so wenige; siehe die Auserwählten hier, mache sie mir zu Kinder, zu treuen Söhnen, statt sie aus mit der höchsten Vollmacht auf Erden. Festige sie mit Kraft, das hohe Werk der Erlösung, das mein Gründer, der Menschenfreund Christus begonnen, an unserer Zeit zu vollenden.“

Die Stimme des Oberhirten klingt ernst: „Weißt Du, daß sie würdig sind?“ — „So weit menschliche Gerechtigkeit es zu wissen gestattet: ja!“

Nun wendet sich der Bischof an das Volk: „Teuerste Brüder wie der Lenker eines Schiffes und dessen Insassen den nämlichen Grund haben, sich sicher zu fühlen, und sich vor Gefahr zu fürchten, so muß die Überzeugung derer die gleiche sein, deren Angelegenheit eine gemeinsame ist; darum ist es von den Vätern nicht umsonst eingeführt worden, über die Auswahl derer, die zum Altardienste angenommen werden, auch das Volk zu befragen. . . wenn also jemand wider einen etwas einzuwenden weiß, so trete er für Gott und wegen Gott zusehentlich hervor und sage es!“

Es bleibt stille.

Da hebt der Bischof wieder an, die Kandidaten auf die Größe und Schwere ihres Schrittes aufmerksam zu machen. Seine Mahnworte sind verklungen, leise widerhallen sie noch im Herzen der Zuhörer.

Da ändert sich mit einem Male das Bild vor dem Altare. Die Diakone knien nicht mehr, um den

Worten des Oberhirten zu lauschen, lang hingestreckt liegen sie auf den Teppichen des Bodens, das Angesicht in die Hände verhüllt. An den Stufen des Altars kniet gebeugt der Hohepriester mit den Dienern und stehend beginnt er: „Herr, erbarme Dich unser!“ Die erste Allerheiligen-Vitanet beginnt.

In mächtiger Reize kommen sie alle, die Flehen zum Vater um Stärke, zum Sohn um Licht, zum Heiligen Geist um belebende Liebe.

Zur Jungfrau der Jungfrauen um ihre holde Fürbitte. Zu den Engeln allen, die im Himmel Gottes Ehre verkünden, zum starken Michael, zum Boten Gabriel.

Nun ziehen sie vorüber, jene heilige Schar der Zwölfe, zu denen der Herr einst sprach: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden, wie Mich der Vater gesandt hat, so sende Ich euch, gehet hin und lehret alle Völker.“ — Ein heiliger Petrus, der Fürst der Apostel, ein heiliger Paulus, der glühende Feuerbrand der Liebe.

Und immer antwortet stehend der Chor: „Bitt' für uns!“ Für uns, die wir zu euch rufen, für jene, die eure Nachfolger werden sollen in der heiligen Kirche.

Es kommen die Märtyrer alle, und die Bekenner. Sie ziehen vorüber, die Siegespalme in den Händen: Wie kurz ist der Erdenkampf, wie reich der Lohn!

Schon wenden sich die Bitten an die heiligen Väter. An einen heiligen Augustin, den ersten Mann der Buße, den tiefen Denker, das Vorbild eiserner Energie, an den heiligen Hieronymus, der sein rasches Blut mit christlicher Milde so gut zu einen verstand.

Und weiter wandeln sie, es kommen die Ordensstifter, Vorbilder von höchster Schöne und Anmut.

Da ändert sich mit einem Male der Ton „Sei uns gnädig, verschone uns, o Herr!“

„Vor allem Uebel, erlöse uns, o Herr!“

„Um was Höheres können wir aber bitten, o Herr, als darum, daß wir nie von Dir getrennt werden.“

„Daß Du uns verschonen wollest, wir bitten Dich, erhöhe uns!“

„Wir sind Sünder, aber wir vertrauen auf Deine Barmherzigkeit!“

„Daß Du Deine heilige Kirche regieren und erhalten wollest, wir bitten Dich, erhöhe uns!“

„Schütze sie, o Herr, Deine Braut, Deine Stellvertreterin auf Erden, schütze sie vor allem in unsern Tagen, schirme sie, wie einstens in den blutigen Tagen eines Nero, leide sie, wie Du sie in schwerem Wirrwarr gnädig geführt!“

„Daß Du die Feinde Deiner heiligen Kirche demütigen wollest, wir bitten Dich erhöhe uns!“

„Bernichte sie nicht, tue ihnen nicht weh, nein, ihren Sinn nur mach' demütig, damit sie ihn beugen lernen vor der Wahrheit, damit sie nicht ihr stolzes Ich als die Quelle aller Wahrheit und alles Guten hinstellen und als die einzige Norm ihres Handelns, ihr arms Ich, das nach fünf Jahren vielleicht, oder nach zehn, nicht mehr sein wird, damit sie ihren harten Sinn unterwerfen lernen!“

Da stodt der Gang der Bitten.

Hoch aufgerichtet auf der obersten Stufe des Altars steht der Bischof, angetan mit allen Insignien seines hohen Amtes. Er schaut ernst nieder auf jene, die vom Scheine der flackernden Kerzen und vom leichten Morgenlicht umflossen, in innigem Flehen vor ihrem Herrn und Gott liegen, dann hebt er die Augen zum Himmel und dreimal ruft er: „Daß Du diese Auserwählten segnen, heiligen und weihen wollest!“

Und mächtig antwortet der Chor: „Wir bitten Dich, erhöhe uns!“

Nun tiefes Schweigen, die Kandidaten erheben sich. Erste Ruhe. Kein Gebet. Kein Flüstern. Der heilige Augenblick naht. Einzel treten sie hin zu jenem, der der Nachfolger der Apostel ist, deren Kraft in ununterbrochener Reize auf ihn übergegangen. Sie knien nieder, und an Christi Statt legt ihnen der Hohepriester die Hände auf, den Heiligen Geist zu verleihen, die Fülle der priesterlichen Macht ihnen zu geben, sie zu Priestern zu schaffen nach der Ordnung des Melchisedech. Schweigend und ernst tun das gleich: alle übrigen anwesenden Priester.

Der heilige Akt ist vorüber und in frohem Jubel stimmt der Bischof den Lobgesang an auf den Herrn, der ihm neue Söhne geschaffen, der sich würdigte durch ihn, einen schwachen Menschen, die Fülle der priesterlichen Vollmacht auf Seine Auserwählten überströmen lassen.

Schon nahen die weißen Gestalten wieder. Mit Vatergüte legt ihn zu der Hohepriester die Stola um die Schultern: „Nimm hin das Joch des Herrn, denn sein Joch ist süß und seine Bürde ist leicht!“ In Kreuzesform schlägt er sie ihnen über die Brust. Warum das Kreuz? Um an jenen zu erinnern, der

für sie am Kreuze starb. „Der Knecht ist nicht über dem Meister; wie sie mich verfolgt haben, so werden sie euch verfolgen.“

Nun legt er ihnen die Casula, das Messgewand, über die Schultern: „Nimm hin dies priesterliche Gewand, durch das die Liebe angedeutet wird!“ Ja, die Liebe, sie soll im Leben und Wirken des Priesters Leitstern sein, jene Liebe, zu allen, die der Herr einstens der staunenden Welt verkündete, jene Liebe, die mit warmem Herzen alles umfaßt, auch die Armen und Leidenden und diese nur noch mit mächtigerem Schläge, die Liebe, nach der die heutige Welt so sehr sich sehnt. Glücklicher Priester, der du der sehnedenden Welt die echte Liebe bringen darfst!

Schon kniet der Oberhirte wieder an den Stufen, um den Heiligen Geist, den Schöpfer, Bildner und Bringer aller Himmelsgaben zu erleben.

Jetzt treten sie wieder hin, die jungen Priester, zu dem, zu welchem sie nun ins Sohnesverhältnis getreten sind. In Form des Kreuzes salbt er ihnen die Hände mit dem heiligen Öl, indem er betet: „Würdige Dich, o Herr, diese Hände durch diese Salbung und durch unsern Segen zu weihen und zu heiligen, damit alles, was sie segnen, gesegnet sei, und alles, was sie weihen werden, geheiligt und geweiht sei!“

„Er zog vorüber gutes tuend,“ berichtet der Evangelist in inniger Einfachheit vom göttlichen Heilande Was Er getan, soll der Priester nun an Seiner Stelle weiter führen, soll heiligen und segnen, soll weihen und lindern, soll die Seelen führen den Höhenpfad des Guten, den Hochstieg des Wahren.

Nun nimmt die heilige Messe wieder ihren Fortgang. Zum ersten Male in ihrem Leben feiern die jungen Priester mit. Schon klingen die Glöden zum Sanktus. Jetzt läuten sie zur Wandlung. Es beugen sich aller Kniee, um Den zu grüßen, der auf das Wort Seiner neuen Söhne herniederstieg vom Himmel.

Bei der Kommunion empfangen alle ihren Herrn und Meister. Wieder jubelt das Herz des Oberhirten auf in überströmender Freude: „Von nun an nenne ich euch nicht mehr Diener, sondern meine Freunde weil ihr alles erkannt habt, was ich in eurer Mitte gewirkt habe, Alleluja!“ So ruft er aus in den Worten des fleischgewordenen Gottes.

Noch einmal treten die Priester hin zu ihrem Oberhirten und milde legt er ihnen die Hände aufs Haupt, auf das heute schon so viele Gnade geflossen: „Empfange den Heiligen Geist, welchen du die Sünden nachlass'n wirst, denen sind sie nachgelassen und welchen du sie behalten wirst, denen sind sie behalten!“ Und väterlich ernst ergreift er die Hände seiner geistlichen Söhne: „Verspricht du mir und meinen Nachfolgern Liebe und Gehorsam?“ Klar und mit offenem Mannesblick antwortet der Knieende: „Ich verspreche es!“ Da umschlingt ihn der Oberhirte, küßt ihn leise auf die Wange: „Der Friede des Herrn sei allzeit mit dir!“ Nun ist der Bund geschlossen zwischen ihm und dem Priester, nicht ein Bund um die Güter dieser Welt, nein, für die andere, das Reich Christi auf Erden zu mehren, die Seelen zu Gott zu führen, Auserwählter der göttlichen Erlösung zu sein.

Und wieder knien alle. Der Hohepriester allein steht, mit Mitra und Stab geschmückt, den Zeichen seines Hirtenamtes, und die Hand zum Segen erhebend, spricht er: „Den Segen des allmächtigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes komme über euch herab, daß ihr gesegnet seiet im priesterlichen Stande und Veröhnungsoffer darbringer für die Sünden und Vergehen des Volkes dem allmächtigen Gotte, dem Ehre und Herrlichkeit gebührt von Ewigkeit zu Ewigkeit!“

Nun ist die hehre Feier vorüber, eine Handlung voll Hoheit und voll Seele. Was einstens Christus nach einer gebetdurchwachten Nacht angefangen, was Er beim letzten Abendmahle vollendet, ist heute wiederum geschehen. Eine Schar Auserwählter wurden ausgeschieden, Träger und Vermittler der Geheimnisse Christi zu sein, dem Volke den Weg zu lehren zum Himmel, jenen Weg, den die damalige Zeit nicht kennen lernen wollte und den auch die heutige Welt nicht kennen will.

Die Kerzen flackern noch immer auf dem Altar. Die Blumen blühen und duften. Die Glöcklein der Fuchsen läuten leise, leise aus Drinnen aber in der Sakristei, da küßt ein Priester in Silberhaaren die Hände der neugeweihten, jene Hände, um die er sich drei Jahre mühte, sie zu würdigen Priesterhänden zu bilden, jene Hände, die neuen Segen, neuen Frieden und neuen Trost der Welt bringen sollen. Und die Welt? Sie wird nur zu oft spitze Dornen dafür bieten!

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Das Muster einer Familie.

Aus dem Leben des ermordeten Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Gemahlin.

In tiefes Grauen ging durch die Welt, als die Kunde kam von dem in Serajewo, der Hauptstadt der österreichischen Provinz Bosnien, verübten Attentate, dem der Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich mit seiner Gemahlin, der Herzogin Sophie von Hohenberg, zum Opfer fiel.

Mitten aus seinem arbeitsreichen Wirkungskreise wurde das edle Fürstenpaar herausgerissen, eine unerfüllte Lücke hinterlassend für ihr Land, für die Kirche und für ihre Kinder. Aber in den Herzen aller Gutgesinnten werden die großen Toten weiterleben in ihren edlen Tugenden als Muster von Eheleuten und Eltern und als treue Kinder der hl. katholischen Kirche.

Entsagung, Opfermut und Treue mußten bei Erzherzog Franz Ferdinand bereits eine schwere Feuerprobe bestehen, bevor er noch seine Lebensgefährtin heimführen konnte. Von ihm als dem zukünftigen Kaiser erwartete man natürlich, daß er seine Gemahlin aus einem „ebenbürtigen“ Geschlechte wählen werde und man hatte ihm auch bereits eine österreichische Prinzessin zugeordnet. Aber Franz Ferdinand, der weniger auf einen hochglänzenden Stammesadel als wie auf den Adel des Charakters und der Gesinnung sah, wählte eine Hofdame im Hause der ihm zugeordneten Prinzessin, die Gräfin Sophie Chotel aus einem angesehenen und hochachtbaren böhmischen Adelsgeschlechte zu seiner Lebensgefährtin. Diesem Heiratsprojekte des Thronfolgers stellten sich jedoch die größten Schwierigkeiten entgegen; mit allen Mitteln suchten ihn Verwandte und besonders die Angehörigen der für ihn in Aussicht genommenen Braut davon abzubringen. Kaiser Franz Joseph, dessen Zustimmung zur Eheschließung erforderlich war, gab ihm schließlich ein Jahr Bedenkzeit, und Erzherzog Franz Ferdinand unterwarf sich diesem Spruche gehorsam und opferwillig. Auch während dieser Probezeit fehlte es nicht an Versuchen, ihn umzustimmen, aber Franz Ferdinand blieb der Ausgewählten seines Herzens treu und brachte in dieser Treue das große Opfer, das er in feierlichem Eide für seine künftige Gemahlin auf die Kaiserl. Vorrechte und für seine Nachkommenschaft auf das Recht der Nachfolge in der Regierung verzichtete, um endlich die Einwilligung des Kaisers Franz Joseph zur Eingehung seines Herzensbündnisses mit der Gräfin Chotel zu erhalten. Und so wurde das hohe Paar am 1. Juli 1900, er 37 und sie 32 Jahre alt, in aller Stille für's Leben verbunden.

Ihrer glücklichen Ehe entsprossen 3 Kinder: Prinzessin Sophie, geboren 1901, Prinz Maximilian, geb. 1902, und Prinz Ernst, geb. 1904. Der Erzherzog und seine Gemahlin waren sich in inniger Liebe zugetan. Jeden Nachmittag ging er mit seiner Familie spazieren, auf seinen Reisen nahm er stets seine Gemahlin mit. Es ist, als ob Franz Ferdinand sein tragisches Ende in Bosnien geahnt hätte; denn er hat seine Frau dringend, ihn diesmal nicht zu begleiten. Sie lehnte ab; auch wenn ihn Gefahren umdrohen, wollte sie dabei sein. Nach dem ersten Attentate hat der Erzherzog seine Gemahlin, sofort nach dem denachbarten Badeorte Nizdza wo sie übernachteten und am Morgen die hl. Messe gehört hatten, zurückzukehren und ihn dort zu erwarten. Die Herzogin erwiderte: „Ich bleibe bei Dir, wo Du bist, will auch ich sein.“ Der Erzherzog gab schließlich nach und fuhr zum Rathause weiter. Auf der Rückfahrt erfolgte das zweite Attentat. Als die mörderischen Schüsse fielen, da warf sich die edelmütige Frau über ihren Gatten, um ihn zu decken. Es war zu spät. Gemeinsam mit dem geliebten Manne trat

sie den Gang in's Jenseits an, auch im Tode waren sie vereint.

Auf seinem Schlosse Ronopischt, wo Kaiser Wilhelm das Thronfolger-Paar erst vor einigen Wochen besuchte, herrschte große Einfachheit. Still zurückgezogen und jeden Festlichkeiten abhold, führte da das fürstliche Paar ein vorbildliches Familienleben.

Das schönste Licht auf die Ehe und das Familienleben des ermordeten Thronfolger-Paares wirft wohl ein Gespräch des Erzherzogs Franz Ferdinand anlässlich der jüngst in Wien stattgefundenen Varetz-Erteilung an die neuen Kardinäle mit dem Fürstprimas in Ungarn, Dr. Johann Sernoch, geführt hat. Der Erzherzog, der in Vertretung des Kaisers zum ersten Male diese feierliche Zeremonie vornahm, näherte sich nach Schluß des offiziellen Teiles dem Fürstprimas und sagte lächelnd:

„Auch meine Frau verfolgt mit lebhafter Aufmerksamkeit die oberhirtliche Wirksamkeit Eurer Eminenz und würde gern Eure Eminenz persönlich kennen lernen.“ Die Herzogin hatte der Feier im Oratorium der Kirche beigewohnt, und der Fürstprimas bemerkte: „Ich habe Ihre Hoheit gesehen.“ Der Thronfolger sprach dann mit tiefer Liebe von seiner Frau und seiner Familie, und während seiner herzlichsten Worte strahlte aus seinen tiefblickenden Augen das schönste Glück; von seinen Gefühlen überfüllt, taute der Erzherzog vor dem Fürstprimas völlig auf und sagte: „Eminenz, ich habe oft erfahren, daß es Dinge im Leben gibt, die wir, wenn wir sie wiederholen müßten, anders machen würden. Aber wenn ich noch einmal eine Ehe eingehen müßte, würde ich unverändert so gehandelt haben, wie ich handelte. Ich sage Ihnen mit Freude, daß ich ein gottgesegneter Mensch bin. Wenn ich nach meiner langen und lastenvollen Tagesarbeit in den Kreis meiner Familie zurückkehre und meine Frau inmitten meiner spielenden Kinder an einer Handarbeit sehe, dann lasse ich meine Sorgen hinter der Tür und kann kaum all' das Glück aufnehmen, das mich umgibt. Dieses Bild der liebenden Familie sollten Eure Eminenz einmal sehen.“

Lächelnd schüttelte der Erzherzog dem Kirchenfürsten die Hand und fügte hinzu: „Jetzt gehen wir auf Manöver, allein wenn wir zurückkommen und wenn Eure Eminenz in Wien sein werden, werden Sie uns besuchen; Sie werden unser lieber Gast sein. Auf Wiedersehen!“

Von einer Persönlichkeit, die im Hause des ermordeten Thronfolger-Paares viel verkehrte, erhielt die „Wiener Reichspost“ folgende Mitteilungen über sein Familienleben:

„Man konnte sich kaum ein glücklicheres und schöneres Familienleben, als das des Thronfolger-Paares, denken. Mit dem Grundsatz: „Ich will eher eine Unebenbürtige aus Liebe heiraten, als einer Ebenbürtigen untreu werden,“ war Erzherzog Franz Ferdinand in die Ehe getreten. Er fand in ihr, was er geträumt hatte, eine Frau, die ihm alles wurde und der er alles war. Erzherzog Franz Ferdinand gehörte zu den Männern, die am meisten und liebsten in der eigenen Familie verkehren. Keinen wichtigen, auf das Innerhäusliche und Private sich beziehenden Schritt tat er ohne seine Gemahlin. Ob es sich um Zimmer-Einrichtungen, um Parl-Anpflanzungen oder sonst um persönlich-private, nicht in die hohe Politik spielende Angelegenheiten handelte — immer wurde sie zu Rate gezogen. Sie mußte ihn auf seinen Spaziergängen und bei seinen Besuchen begleiten; sogar auf die Jagdausflüge wurde sie gerne mitgenommen. Die Herzogin hinwiederum war unermüdlich in der Sorge für den Gemahl; sie sorgte bezüglich der Kleider, der Kost für ihn, sie las ihm jeden Wunsch von den Augen ab, sie suchte alles Unangenehme von ihm fernzuhalten. Bei Schwierigkeiten tröstete sie ihn, bei Unwohlsein bediente sie ihn. Eine ernste Religiosität war im Heim des Thronfolger-Paares zu Hause; sie erklärte die Beziehungen zwischen Mann und Frau und auch die zwischen Eltern und Kindern. Bei der Erziehung der Kinder wurde auf Religiosität und Sittlichkeit besonderer Wert gelegt. „Mein Haus

muß rein sein,“ pflegte die Herzogin (gleich im Sinne ihres Gemahls) zu sagen. Das Familienleben des dahingegangenen Thronfolgers war in jeder Hinsicht vorbildlich.“

Wie die 3 Kinder des Thronfolger-Paares mit voller Liebe und Verehrung an ihren Eltern hingen, geht aus folgender Schilderung aus der unmittelbaren Umgebung der Kinder des toten Erzherzogs-Thronfolgers hervor:

Nach den herzerreißenden Szenen des ersten Schmerzes haben sich nun die armen bedauernswerten Kinder ein wenig beruhigt. Sie weinen noch, und klagen um Mutter und Vater, aber sie sind stiller geworden und nehmen dankbar die Trostesworte an, die ihnen liebevoll gesendet werden. Es schnitt ins Herz, als die 13-jährige Prinzessin Sofie, mit Tränen in den Augen, aber mit einer von ihrem frommen Empfinden zeugenden Fassung sagte: „Gott hat es schon so gesügt, daß Papa und Mama mitammen uns genommen wurden. Denn Papa hätte nicht ohne Mama und Mama nicht ohne Papa leben können.“

Ein hoher geistlicher Würdenträger, der unmittelbar vor der Abreise des Thronfolgerpaars nach Serajewo noch in dessen Familienkreise weilte, erzählte tiefgerührt, wie das Töchterchen Sofie mit Hinsicht auf die bevorstehende Trennung zu seinen Eltern sagte: „Ich werde jetzt, bis ihr wieder zurückgekommen seid, jeden Tag bei der hl. Messe kommunizieren und dabei zum göttlichen Heiland für euch beten.“ Strahlenden Gesichtes wandte sich nach diesen Worten des Kindes der Erzherzog zum Prälaten und sagte: „Jetzt verstehe ich erst voll und ganz die Berechtigung der Vergebung des hl. Vaters, die sich mit der oftmaligen Kinder-Kommunion befaßt.“ Dieser kleine rührende Zug aus dem Familienleben des Thronfolgers bildet einen neuen Beitrag zu all' dem Schönen und Erhebenden, was in dieser Hinsicht in die Öffentlichkeit gedrungen ist.

Sie haben genug getan!

Die von dem Berichtener des Ermordeten, dem Grafen P. Galen, herausgegebene Bonifatiuskorrespondenz schreibt zu dem Tode des Erzherzogs und seiner Gemahlin:

In dem so schnell dahingerasteten Erzherzog bewundern wir den echten Mann voll Energie, voll Kraft und Saft. Harter Stahl hat scharfe Ecken. Wo er auch auftrat, immer ist es der Mann, welcher uns an ihm gefällt; ohne Weichlichkeit, ohne Furcht, mit Energie und Kraft führt er seine Aufgaben durch zum glücklichen Ende, von der Gründung eines eigenen Herdes an bis zu den großen Aufgaben als oberster General und Feldherr. So starb er auch als sachtloser Mann und Soldat in Erfüllung seiner Pflicht wie auf einem Kampfplatz.

Wir bewundern in ihm den pflichterfüllten Christen und Katholiken. Er nahm es ernst mit der Erfüllung der Gebote Gottes und der Kirche, ganz im Gegensatz zu einem großen Teil unserer Männerwelt. Die Religion ging ihm über alles. Diesem Grundsatz gab er Ausdruck in Wort und Tat.

Dann war er ein vorbildlicher Patriot für alle. Sein Leben war dem Vaterland gewidmet. Oesterreichisch, kaisertreu durch und durch, die Macht, das Ansehen, den Ruhm Oesterreichs aufrecht zu erhalten und zu vermehren, dafür lebte er, dafür starb er. Das Opfer seines Lebens wurde für sein Vaterland gebracht. — Es ist nicht umsonst geschehen. Der Segen, die Früchte dieses Lebens, dieses Todes werden den Völkern Oesterreichs zum Heile sein!

An all diesen Verdiensten hat ihren vollen, ganzen Teil seine hohe Gemahlin, die in rührender Fügung Gottes und der Vorsehung an seinem Herzen, zu gleicher Zeit entschlief. Wäre der Erzherzog, so fragen wir, geworden, was er war, ohne diese seine Gemahlin?

Mögen sie nun ruhen und schlafen in Frieden! Sie haben genug getan! Nie werden sie von dem dankbaren Oesterreich vergessen sein. In ihrem reichgesegneten Leben, ja selbst in ihrem rührenden, pflichtgetreuen Tode schöpfen wir die Hoffnung, daß Gott uns noch nicht verlassen hat, daß Israels Völker, der nicht schläft noch schlummert, derselbe ist, welcher auch immerdar über Oesterreichs Throne und Reiche wacht.



Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich der Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist 5 u. d. a. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Bonifatiusbote
 Katholisches Sonntagsblatt
 mit den Beilagen
Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik und Ratgeber für Landwirtschaft etc.
 Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actien-druckerei in Sulda.
 Nr. 30. Sonntag den 26. Juli 1914. 31. Jahrg.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender — Achter Sonntag nach Pfingsten. — Bildhauer. — Aus dem Kalender der Woche. — Die kath. Kirche, das Bauwerk Christi. — Der Herr Sakristan. — Der hl. Vater über den Bonifatiusverein. — Uerlei über Kindererziehung. — Das alte Gasthaus. — Eine musterhafte christl. Familie in China. — Splitter.

Wochenkalender.

- Sonntag, 26. Juli, 8. Sonntag nach Pfingsten, Anna, Natalia.
- Montag, 27. Juli, Pantaleon, Martyrer.
- Dienstag, 28. Juli, Viktor, Magnus, Innocenz.
- Mittwoch, 29. Juli, Simplicius, Faustinus, Beatrix, Martha.
- Donnerstag, 30. Juli, Flora, Jungfrau und Mart.
- Freitag, 31. Juli, Ignatius, von Loyola.
- Samstag, 1. August, Petri Kettenfeier.

Achter Sonntag nach Pfingsten.
Gleichnis vom untreuen Verwalter.

Evangelium Luk. 16, 1—9.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnis: „Es war ein reicher Mann, der hatte einen Verwalter, und dieser kam in übeln Ruf bei ihm, als hätte er seine Güter verschwendet. Er rief ihn also und sprach zu ihm: Warum höre ich das von dir? Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung; denn du kannst nicht mehr Verwalter sein. Der Verwalter aber sprach bei sich: Was soll ich tun, da mein Herr die Verwaltung mir abnimmt? Graben kann ich nicht, und zu betteln schäme ich mich. Ich weiß, was ich tue, damit, wenn ich von der Verwaltung entfernt sein werde, sie mich in ihre Häuser aufnehmen. Er rief nun alle Schuldner seines Herrn zusammen und sprach zu dem ersten: Wieviel bist du meinem Herrn schuldig? Dieser aber sprach: Hundert Tonne Del. Und er sprach: Nimm deinen Schuldschein, setze dich geschwind und schreibe fünfzig. Dann sprach er zu dem andern: Wieviel aber bist du schuldig? Er sprach: Hundert Malter Weizen. Und er sagte zu ihm: Nimm deine Handschrift und schreibe achtzig. Und es lobte der Herr den ungerichten Verwalter, daß er klug gehandelt habe; denn die Kinder dieser Welt sind in ihrem Geschlechte klüger als die Kinder des Lichtes. Auch ich sage euch: Macht euch Freunde mittelst des ungerichten Reichthums, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewige Wohnungen aufnehmen.“

Bildhauer.

In Frankreich gab es eine Kunst von Bildhauern und Schreibern, die ihre Kunst besonders darein setzten, würdige Tabernakel herzustellen für die Kirchen zur Aufbewahrung des hochheiligen Fronleichnams. Diese frommen Künstler hatten zu ihrer Patronin die heilige Anna gewählt, deren Fest wir heute feiern. Auf einer Medaille, die sie zu tragen pflegten, war die Mutter Anna zu sehen, wie sie ihr Töchterlein Maria unterwies, und um ihr Bildnis waren die Worte eingegraben: sic fingit tabernaculum deo — so bildet sie Gott ein Zelt. —

Und welches war dieses Zelt? Ihr erratet es. Es war die auserlesene Bundeslade, die Wohnung des ewigen Wortes, die allerseeligste Jungfrau Maria, aus welcher durch Wirkung des hl. Geistes der Sohn Gottes die menschliche Natur angenommen hat.

Gewiß war dieses Zelt, war die reinste Jungfrau Maria, eine Frucht göttlicher Allmacht ein Meisterwerk göttlicher Kunst und Weisheit; aber auch Anna hat daran gezimmert und gemeißelt. Sie hat das Kind in der Furcht Gottes erzogen, hat ihm erzählt von der Erschaffung und vom Sündenfall, von Abraham und den Patriarchen, von Joseph und seinen Brüdern, von der Befreiung aus Aegyptens Knechtschaft, von den Taten und Predigten der Propheten, vom Walten und Schaffen der Richter und Könige, von der Treue und Verirrungen des Volkes, von den Verheißungen und Erwartungen des Erlösers, hat es gelehrt, die unerschulden Augen zum Himmel zu erheben, die reinen Hände zu falten, die Psalmen Davids zu beten, die hl. Lieder zu singen; hat es eingeführt in die Lektüre und das Verständnis der hl. Schrift, hat in das junge Herz hineingepflanzt die Sehnsucht nach dem großen Befreier und Erlöser.

Wenn heute das Bild der reinsten Jungfrau, der hehren Gottesmutter, so herrlich vor deinen Augen erstrahlt, wenn du sie verehrt als Königin der Engel und Menschen, als Herrscherin des Himmels und der Erde, als Mittlerin der Gerechten und Sünder, als Auspendlerin der Gnaden, als Helferin in aller Not, als Spiegel der Heiligkeit — dann wisse und bedenke, daß auch Anna an diesem erhabenen Bild, an diesem vollendeten Kunstwerk einen redlichen Anteil hat.

Bildhauer sollst auch du sein, lieber Vater und liebe Mutter, die ihr diese Zeilen leset. Bilden, gestalten und veredeln sollt ihr die Seelen eurer Kinder. Mein Gott, wie schlecht gepflegt ist doch der Baum der Erziehung! Darüber wußte schon der Kirchenvater Chrysostomus ein Liedchen zu singen. Hören wir seine flammenden Worte: Manche Väter wenden Geld und Mühe auf, ihren Kindern ein schönes Pferd zu kaufen, ein prächtiges Haus und ein ertragreiches Landgut; aber um die Seelensundheit ihrer Kinder, um die Frömmigkeit ihres Herzens kümmern sie sich nichts. Darin liegt der tiefste Grund für den Niedergang der Menschheit, daß wir die Kinderzucht vernachlässigen: wir sorgen für Hab und Gut der Kinder, ihre Seelen aber lassen wir verderben. Das ist der größte Unverstand.

Mag der Sohn noch so viel Geld und Gut erben, wenn ihm der weise Sparsinn fehlt, so wird das Geld in seinen Händen zerrinnen und das Vermögen samt seinem Eigentümer zugrunde gehen. Einem leichtsinnigen Erben bringt der Reichtum mehr Unglück als Glück. Ist aber die Seele des Sohnes in edler Tugendgesinnung erzogen, so kann er ohne Bangen in die Zukunft schauen, wenn ihm auch kein großes Erbteil zufällt; er wird alles haben, was er zum Leben braucht. Daher soll man trachten, den Kindern nicht so sehr ein reiches Erbe an Gold und Silber und zeitliches Habe zu hinterlassen, sondern den Reichtum der Frömmigkeit und Tugend. Bedürfnislosigkeit, Abneigung vor Weltfreuden und Jugendtorheiten, das ist ein reiches Erbe. Ueberwache also sorgsam deine Kinder, ihr Kommen und Gehen, ihren Umgang mit den Leuten. Eltern, die das versäumen, mögen wissen, daß sie vor Gott keine Entschuldigung finden werden. Wir müssen uns einst verantworten wegen der Ob Sorge für alle Mitmenschen — um wieviel mehr müssen wir über die eigenen Kinder der Rechenschaft ablegen. Gott spricht: „Ich habe das Kind von seiner ersten Lebensstunde an in dein Haus geführt; dich habe ich bestellt zu seinem Lehrer, Vormund und Herrn. Ich habe dir die Pflicht auferlegt, seine Seele zu erziehen und auszubilden, so lange sie noch zart und bildsam ist. Wie kannst du es verantworten, wenn du dein Kind nicht behütet, wenn es auf Abwege kommt? Behüte also deine Kinder; sei überzeugt, wenn sie zu Gott im rechten Verhältnisse stehen, so werden sie auch im Leben angesehen und glücklich sein. Ein rechtschaffener und bescheidener Mann wird überall geachtet und geehrt sein, und wäre er noch so arm; ein böser, verdorbener Mensch macht sich allenthalben unbeliebt und verhaßt, und wäre er noch so reich. Ein guter Sohn steht bei den Leuten in Ehren und wird dir, o Vater, doppelt lieb und wert sein; denn du liebst in dem frommen Kinde nicht nur dein verwandtes Blut, sondern auch seine Seelengüte. Kinder, die ihren Gott verunehren, misachten auch ihre Eltern; aber Kinder, die ihren Herrn und Schöpfer ehren, werden auch ihre Eltern in Ehren halten. Sorge also für eine gute Erziehung des Kindes, dann steht dein Sohn bei Gott in Ansehen und bei den Menschen in Ehren; er wird deine Lebenslage mit Freude erfüllen und beim Gerichte Gottes nicht zu schanden werden.“ (Ueber Hoffahrt und Kindererziehung.)

Diesen Worten habe ich nichts beizufügen. Wenn der leichtsinnige Knecht in unserem Sonn-

tags-Evangelium zur Verantwortung gezogen wird wegen der Kapitalien, wegen der Tonnen von Weizen und Del — wichtiger Erdengüter — wieviel mehr werden wir Rechenenschaft geben müssen über die Seelen der Kinder. Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden litte an seiner Seele! Und wenn die Kinder Schaden leiden, wenn sie durch deine mangelhafte Aufsicht und Erziehung auf Abwege geraten und dem Verderben anheimfallen, so wird es dir ins Schuldbuch geschrieben. Ihr Eltern und Erzieher, besinnt euch heute am Feste der hl. Mutter Anna auf eure Pflichten gegenüber euren Kindern und Pflegebefohlenen, behütet sie wie euren Augapfel, damit ihr einst zu eurem Richter sagen könnt: „Rein Herr und Gott, die du mir gegeben hast, habe ich alle bewahrt, und keines aus ihnen ist verloren gegangen.“

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Des Arztes Wert.
St. Pantaleon.

Auf der Darstellung der heiligen vierzehn Nothelfer, die der Kalendermann in seinen allwöchentlichen Aufsätzen schon des öfteren erwähnt hat, ist auch ein Heiliger in einer wahrhaft erbarmenswerten Lage zu sehen: er hält die Hände über den Kopf zusammengeschlagen; schaut man genauer hin, gewahrt man mit Entsetzen, daß durch die Hände ein großer langer Nagel getrieben ist, der sie an den Kopf anheftet. Es ist der heilige Pantaleon, dessen Fest am 27. Juli begangen wird. Er war, so erzählt uns die Legende, der Leibarzt des Kaisers Maximianus und stand bei ihm in großem Ansehen. Das üppige Hofleben, das ihn umgab, brachte es mit sich, daß er dem Christentum gleichgültig gegenüber stand, obwohl seine gute Mutter Eubula eine fromme Christin war, die den heranwachsenden Sohn gegen den Willen des heidnischen Vaters Eustorgius nach christlichen Grundsätzen erziehen hatte. Ein eifriger Priester aber, Hermolaus mit Namen, brachte es zuwege, daß Pantaleon sich taufen ließ, sein Vermögen unter die Armen verteilte und seine ärztliche Kunst von nun an ganz in den Dienst der elendesten und verlassensten Kranken stellte. Der Ruf seiner wunderbaren Kuren mag veranlaßt haben, daß er, als die Christenverfolgung in Antiochien zum Ausbruch kam, von seinen neidischen Standesgenossen beim Kaiser als Christ zur Anzeige gebracht wurde. Vor den Richter geführt, weigerte er sich, den Göttern zu opfern, und standhaft hielt er am Bekenntnis seines Glaubens, dessen Wahrheit er durch mehrere Wunderheilungen bekräftigte, fest, unter mannigfachen Martern gab er seinen Geist auf (im Jahre 305).

Der heilige Pantaleon ist infolge seines Berufes neben dem heiligen Lukas der Patron der Ärzte, das Volk verehrt ihn außerdem als Schutzpatron gegen Schlangenbiß und hat ihn der auswählten Schar seiner Nothelfer eingereiht.

Gewiß liegt in der Tatsache, daß das Volk jenen Heiligen, auf die es das größte Vertrauen setzt, einen Arzt beigelegt hat, eine Ehrung des ganzen Arztestandes. Was das christliche Volk im Priester für sein: Seele erblickt, dafür hält es den Arzt in leiblicher Beziehung: für seinen Retter und Helfer. Und wo, wie in den Gebirgsgegenden, der Arzt nur in den schwierigsten Fällen gerufen wird, sonst aber Hausmittel gebraucht werden, liegt die Ursache gewiß weniger im Mißtrauen gegen den Arzt, als vielmehr in der Rücksichtnahme auf den Kostenpunkt; denn gerade in weit vom Verkehr liegender Gegend, wo die Armut zu Hause ist, stellt sich die ärztliche Behandlung infolge der Entfernung und schwierigen Zuganges am teuersten. Wäre der Besuch eines Arztes umsonst und ohne Entgelt wie der Krankenbesuch des Priesters beim Verlegange, da würde der Arzt wohl zu jedem Kranken geholt. Das merkt man bei den Arbeitern, die einer Krankentasse angehören, die für die Kosten aufkommt; da muß der Doktor alleweil herbei, auch bei unbedeutenderen Anlässen.

Der Kalenderschreiber hat seit jeher eine große Achtung vor den Ärzten und ihrem Amte. Während ein anderer Studierter seine festgesetzten Amtsstunden hat, nach deren Ablauf ihm Ruhe und Erholung winkt, weiß der Arzt nicht einmal, wenn er sich zur Ruhe begibt, ob ihm eine ungestörte Nacht besichert sein wird. Es geht ihm da wie dem Priester. Aus dem Theater während des Stüdes, vom Konzerte hinweg, mitten in der Mahlzeit, unmittelbar vor einem geplanten Ausflug, aus fröhlicher Runde, aus tiefem Schlafe kann ihn die Not der Kranken abrufen und

stundenlang festhalten; und dabei muß er seinen Gleichmut bewahren, denn ein verärgertes, mißmutiges Gesicht wäre ganz geeignet, der von seinen Kranken auf ihn gesetzten Hoffnung Abbruch zu tun. Also schon diese Seite des ärztlichen Berufes nötigt Achtung, ja Hochachtung ab.

Und das andere! Oft vermögen kaum die aller-nächsten eines an elsthafter Krankheit Leidenden diesen die nötigen Dienstleistungen zu tun, und doch hilft hier die verwandtschaftliche Liebe über manches hinweg. Der Arzt aber darf vor nichts zurückscheuen, selbst eigener Lebensgefahr nicht achten und muß Eitel und Widerwillen überwinden im Dienste der Kranken. Mag man auch hundertmal sagen, das werde zur Gewohnheit, so bleibt dennoch der Arzt trotz seiner Abhärtung ein Mensch mit Gemüt und Empfindung und menschlichem Gefühl, dem manches immer widerstrebt, mag er's auch noch so oft getan haben.

Eine besondere Verehrung aber gebührt jenen Ärzten, die auch den Geist, die Seele der von ihnen behandelten Kranken berücksichtigen; die da die Anverwandten des langsam Dahinsiehenden auf die schwere, aber notwendigste Pflicht aufmerksam machen, ihn versehen zu lassen, damit er seinen Seelenzustand in Ordnung bringe vor dem Hingang in jenes Land, aus dem es keine Wiederkehr gibt. Das Ansehen des Arztes verleiht seinen Worten Nachdruck, und was vielleicht oft dem Priester nicht gelänge, dem Arzte gelingt, die Anverwandten des Kranken folgen und erfüllen ihre Pflicht. So kann der Arzt ein Heiler der Seele werden, wenn es seiner Kunst versagt war, den Körper zu neuem, gesunden Leben zu retten. Gut ab vor solchen Ärzten, besonders in unserer, nur dem Irdischen zugewandten Zeit! Sie sind wahre und echte Jünger Pantaleons, ihres Schutzpatrons.

Der Kalenderschreiber.

Die lathol. Kirche, das Bauwerk Christi,

ist ein Gedanke, der gerne betont wird, um die Unüberwindlichkeit und Unzerstörbarkeit der Kirche gegenüber der gottfeindlichen Macht des Unglaubens darzutun. Er darf aber noch nach einer andern Seite durchgeführt werden: wir betrachten einen Bau nicht bloß unter dem Gesichtspunkte der Festigkeit und Widerstandskraft gegen die zerstörenden Mächte, sondern auch unter dem Gesichtspunkte der Schönheit. Und wenn Christus der Architekt ist, der die Kirche geschaffen hat, dann muß das auch durch die in diesem Werke dargestellte Schönheit zum Ausdruck kommen. Das ist ein Gesichtspunkt, der nicht immer seine volle Würdigung findet.

Welche tiefe und anregenden Betrachtungen sich hieran anschließen lassen, das zeigt das schöne Büchlein von Lingens „Die Schönheit des Christentums“ (Freiburg 1914. Verlag Herder, neu herausgegeben von P. Böhmer): „Die Kirche als die Schule der in Christus verborgenen Wahrheit (die Kirche als der mystische Leib Christi), die Kirche als das Reich Christi“ sind die großen Leitfäden, die hier des näheren ausgeführt werden. Zusammenfassend heißt es im Schlusssatz:

„Wie ein herrlicher einheitlicher Geistesdom ist das System der spezifisch christlichen Wahrheiten vor unseren Augen erwachsen. Von einer leitenden großen Idee beherrscht, vom belebenden Geiste Gottes durchweht, von der alles durchdringenden Tätigkeit Christi himmelan getragen, steht er vor uns — in der Tat dem erhabensten majestätischen Kunstwerke vergleichbar, das der christliche Geist einer glaubensstarken, glaubenseinigen Zeit errichtet. Wenn der gotische Dom mit der unübertrefflichen Einheit seiner Entwicklung, mit der staunenswerten Lebensfülle seines Aufbaues und seines architektonischen Schmuckes, mit der himmeltragenden Erhabenheit seiner Bogengewölbe und seines Turmes so recht eine Projektion des Geistes in die träge feste Masse genannt werden darf, dann ist dieses christliche Lehrsystem wirklich das Urbild des gotischen Domes, entworfen im Geiste dessen, der, die ewige Weisheit selber, gekommen war, sich ein Haus auf Erden zu bauen.“

Und auch darin gleicht der Wunderbau dem gotischen Dome, daß man davon kein einziges Glied ablösen, keinen einzigen Stein herausbrechen kann, ohne daß man in konsequentem Fortgange das ganze Meisterwerk abtragen oder in einen

Trümmerhaufen verwandeln würde. Gewiß, nichts kann die Verwerfung einer Einzellehre des christlichen Glaubens so deutlich als unchristlich und widerchristlich brandmarken, als jener Fluch unvermeidlicher Selbstvernichtung, der das schließliche Schicksal aller Irrlehren im Christentume wird, und zwar um so schneller und unaufhaltsamer, je mehr lebendige forschende Geistestätigkeit in ihrem Schoße arbeitet.“

Dafür liefert in der Tat die Geschichte der Irrlehren ein reichhaltiges Arsenal von Beweisstücken: wie viele sind schon im Laufe der Zeiten aufgestanden und haben gemeint, den einen Lehrsatz, der ihnen gerade nicht paßte, ablehnen zu können, und wie schnell sind sie von der Folgerichtigkeit des eignen Schrittes gedrängt — wer A sagt, muß auch B sagen! — zur vollen Lossage vom Christentum gekommen. Denn jeder Lehrsatz wurzelt in der Gottheit Christi, dieser Zentralwahrheit des Christentums, und deshalb muß auch die Leugnung eines jeden Satzes schließlich zur Leugnung der Gottheit Christi führen. Mag der einzelne das übersehen und sich einbilden, den Rest noch halten zu können; die Freigabe auch dieses Restes kommt um so schneller, je folgerichtiger der einmal ausgesprochene Gedanke verfolgt wird. Nehmen wir als Beispiel den Protestantismus: da wollte man ursprünglich ein Christentum ohne Papst, d. h. ohne kirchliches Lehramt, und ist jetzt bereits bei einem Christentum ohne Christus angelangt. An Symptomen dafür, wie der Zerlegungsprozeß weiter geht, von dem einst E. von Hartmann gesprochen hat, fehlt es nicht; neuestens hat der Fall Seeberg wieder vielen vieles zu denken gegeben! Doch lassen wir das und kehren wir wieder zurück zu dem Dome der katholischen Wahrheiten: Welche Gedanken regt sein Anblick in uns an?

„Wer“, so antwortet Lingens, „das . . . mit offenem, unbefangenen Blick betrachtet, der wird schon in dieser einheitlichen Vollendung ihrer so übermenschlichen hohen Lehre ein leuchtendes Siegel ihrer Wahrheit erkennen. Wahrlich, ein solcher Geistesbau kann nicht durch das Spiel des Zufalls entstanden sein. Der Plan desselben muß im Geiste des Werkmeisters gelebt haben. Und dann kann es nur der Geist Christi sein, der ihn erdachte. Wer also Christi Religion als wahr und göttlich anerkennt, der muß auch die katholische Kirche als sein Werk und seine Stiftung als die wahre Kirche Christi anerkennen.“

Diese Lehre dieses Baues vergessen diejenigen, welche heutzutage vermeinen, diesen Dom abtragen zu können durch eine dogmengeschichtliche Forschung, welche in der ganzen Dogmengeschichte blinden Zufall sieht: „Kann denn ein einheitlich vollendeter gotischer Dom etwa dadurch entstanden sein, daß nie jemand einen Plan desselben gefaßt, daß nur zufällig aus allerlei wechselnder Veranlassung der eine hier, der andere dort einen Stein auf das Gemäuer geworfen?“

Das ist die Lehre, welche der Anblick dieses Riesenbaues uns gibt, wie jedes Bauwerk über sich hinausweist auf seinen Erbauer, so auch der Wunderbau der katholischen Kirche in seiner innern Schönheit!

Der Herr Sakristan.

Ein Charakterbild, gezeichnet von Ludwig Rüdling.

Ja, Sie dürfen es mir glauben, Herr Pastor,“ sagte der junge Referendar und strich die Asche seiner Zigarette am Rande der Porzellan-Aschale ab. „Sie dürfen es mir glauben, denn ich kenne die Großstadt! Es ist, um von Ihrem spezifischen Standpunkt zu sprechen, weiter nichts als ein Sumpf von Sünde und eine Wüste religiöser Gleichgültigkeit. Die Bergnütungslokale sind überfüllt, die Kirchen leer — vollständig leer!“

Hier unterbrach sich der eifrige Sprecher und trant sein Weinglas aus. Dann fuhr er fort: „Ja, wie gesagt, vollständig leer!“ Der Geistliche lächelte still und goß seinem Gegenüber das Glas wieder voll. Und dann sagte er: „Ich glaube, Herr Referendar, Sie beurteilen die Sache etwas zu ungünstig. Da habe ich zuweilen in Würzburg und Wien . . .“

Doch weiter konnte er nicht sprechen, denn der Herr Referendar fiel ihm eifrig ins Wort: „Kun ja, so 'ne kleine Zahl spezifisch katholischer Städte — aber nehmen Sie Frankfurt, nehmen Sie Berlin,

nehmen Sie gar erst Paris oder London und Sie haben Sodoma, Ninive und Babylon auf einen Schlag. Keine fünf Gerechte aufs Tausend!" Sprach und nahm sich eine neue Zigarette aus seinem silbernen Etui. Die Zigarette seines Gastgebers sagte ihm weniger zu. Sie war ihm zu zahm im Geschmack, wie er meinte.

Während sein Gast nun die ersten blauen Wölkchen vor sich hinblies, benutzte der Geistliche die Gelegenheit, um ein Wort zur Verteidigung der so hart angegriffenen Großstädte zu sagen. Um sich aber nicht so leicht unterbrechen zu lassen, begann er:

"Erlauben Sie mal, Herr Referendar, da möchte ich Ihnen doch etwas erzählen, was ich vor einigen Jahren in dieser Beziehung erlebte, und zwar in London, das Sie offenbar doch auch mit Ihrem göttlichen Babylon oder Ihrem sittenlosen Sodoma vergleichen wollten. Gewiß, es mag dort sehr viel Verworfenheit in jeglicher Hinsicht geben. Daneben aber, vielleicht nicht so aufdringlich in die Erscheinung tretend, blüht das Gute noch und reißt es seine Früchte wie überall.

Ich will da jetzt gar nicht lang von einem Hochamt reden, dem ich an einem Sonntagmorgen in der großen Kirche der Oratorianer beiwohnte. Die weiteren Hallen der Kirche waren, soweit ich sie wenigstens überblicken konnte, bis auf den letzten Platz gefüllt. Dieses Publikum, das die Kirche füllte, setzte sich aber keineswegs nur etwa aus kleinen Kindern und alten Weibern zusammen. Kinder sah ich überhaupt nicht. Sie hatten offenbar schon vorher ihren besonderen Gottesdienst gehabt. Aber was mir auffiel, war der große Prozentsatz, mit dem die sogenannte gute Gesellschaft und die vornehme Welt hier vertreten waren. Nicht etwa Menschen, die mit dem roten Baedeker in der Hand herumlaufen oder herumstehen, sondern Menschen, die in lautloser Stille und würdevollster Haltung dem Gottesdienst beiwohnten. Ob auch unter der stattlichen Reihe junger Herren, die ich dort sah, Referendare waren, weiß ich wohl nicht."

Hier räusperte sich der Herr Referendar und gestattete sich, auf das Wohl des Herrn Pastors sein Glas zu leeren. Der goß es ihm gleich wieder unter liebenswürdigem Lächeln mit kühlem Forster Riesling voll und fuhr dann fort:

"Übrigens will ich Ihnen etwas ganz anderes erzählen. Ich lernte in London einen Menschen kennen, der mir den Beweis erbrachte, daß die Großstadt keineswegs alle Menschen verdirbt. Hören Sie dafür ein recht hübsches Beispiel.

Ich wohnte damals im Germaniahotel der anglikanischen Bankstrasse gegenüber. Von meinem Hauswirt erfuhr ich alsbald, daß in nicht zu großer Entfernung (eine englische Meile ist für die Riesenstadt gar keine nennenswerte Entfernung) eine kleine römisch-katholische Kirche sei, wo ich Messe lesen könne.

Am nächsten Morgen machte ich mich dorthin auf den Weg. Trotz der nach Großstadtbegriffen noch recht frühen Stunde — es mochte halb sieben sein — war bereits die Straße sehr belebt. Ich eilte an einer geschäftig hin und hergehenden Menge vorüber und suchte nach meinem Ziel. Erst als ich von einer der Hauptverkehrsadern in eine Seitenstraße einbog, kam ich etwas aus dem Gewühl dieses krabbelnden Ameisenhaufens heraus und hatte nun mehr Ruhe, aus den monotonen Häuserreihen links und rechts das wenig auffallende Gebäude herauszufinden, das über dem mehr als schlichten Portal die Aufschrift trug: „Katholische Sankt Aloysiuskirche“.

Es drängte sich mir dabei unwillkürlich der Gedanke auf, daß es offenbar der Heiland, der bei Bethlehäm nur einen armen Stall als Geburtsstätte fand, auch heute noch liebt, in schlichter Verborgenheit sein Zelt unter den Menschen aufzuschlagen."

Hier unterbrach der Herr Referendar wieder die Erzählung und meinte: „Vielleicht kommt es auch daher, daß die Menschen von heute ebenso wenig Interesse und Reigung für Christus hegen, wie einstens seine irdischen Landsleute von Bethlehäm.“

Der Geistliche antwortete kurz mit einem: „Mag auch sein!“ und fuhr dann in seinem Berichte fort: „Als ich in das bescheidene Gotteshaus trat, wo im Dämmerlicht des Morgens die braunen Kniebänke symmetrisch sich aneinander reiheten und vorn am einfachen, aber geschmackvollen Altar das rote Flämmlein des ewigen Lichtes mir entgegenstrahlte, da atmete ich plötzlich freudig auf.“

Es war mir, als sei ich aus der fernsten Stadt mit ihren fremden Menschen und ihrer fremden Sprache mit einem Male heimgekehrt in die vertraute Kirche meines Heimatdorfes. Zum erstenmal in meinem Leben fühlte ich da, daß der Katholik in jeder Kapelle auf der weiten Welt eigentlich ein Stück von seinem Vaterhaus wiederfindet, wo er sich nicht wie

ein Fremdling vorkommt und auch nicht von andern als solcher angesehen wird. — Die frommen Bilder an den Wänden — sie hatten mir alle so wohlbekannte Gesichter — hier die heilige Jungfrau — dort Sankt Joseph — dort drüben der Wundertäter von Padua — und hier wieder der engelreine Jüngling im Jesuitenaltar — alles liebe Bekannte aus meiner frühesten Kindheit. Und im Tabernakel erst recht der gleiche lebendige Heiland, zu dem ich schon als Kind meine Hände emporgehoben hatte und mit dem ich jetzt wieder einmal ehrlich und deutlich auf deutsch reden konnte und nicht nötig hatte, erst nach einem passenden Wort in meinem Sprachlexikon zu suchen.“

„Herr Pastor werden ganz poetisch bei der Erinnerung,“ sagte der Herr Referendar, schlürfte den Rest aus seinem Glase und ließ es willig geschehen, daß ihm wieder eingegossen wurde, denn die Geschichte interessierte ihn lebhaft. Und so fuhr denn der Erzähler wieder fort:

„Als ich damals die Bänke in der Aloysiuskirche überblickte, drängte sich mir allerdings ein ähnlicher Gedanke auf, wie Sie ihn vorhin ausgesprochen haben. Ich fand auch dort nur wenig Leute. Es war allerdings ein Werktagmorgen, und eine Verpflichtung, die Messe zu besuchen, lag für niemand vor. Und so fand ich auch wirklich nur die obligatorischen alten Mütterchen, einige Leute in Trauerkleidern und etliche kleine Mädchen. Die Männerwelt schien gar keinen Vertreter zu haben. Doch halt, da vorne war ja der junge Herr Sakristan, der eben die Kerzen am Altare auslöschte. Die Messe war offenbar gerade zu Ende gegangen.“

Ich schritt weiter vor, um mich über die Gelegenheit zum Messelernen zu erkundigen. Je mehr ich mich aber dem jungen Küster näherte, desto mehr imponierte er mir und desto mehr gefiel er mir. Sein schwarzer Anzug war wirklich gentlemanlike, wie man dort wohl sagt. Seine Bewegungen waren gewandt, ohne eifertig und geschäftsmäßig zu sein. Und seine Kniebeugungen waren wirklich so muster-gültig, als hätte er sie daheim bei unserm frommen Seminarregens gelernt. Alles in allem: der Mann gefiel mir und ich machte schon in Gedanken den Vorsatz, ihn nach meiner Rückkehr über die Nordsee allen deutschen Kirchendienern als helleuchtendes Beispiel vor Augen zu führen.

Eben jetzt verschwand der Herr Sakristan mit seinem Löschhörchen in einer Seitentüre, und ich beeilte mich, ihm zu folgen, um ihn nicht ganz aus den Augen zu verlieren und ihm zugleich mein Anliegen vorzutragen. Er konnte mir gewiß sagen, ob es für mich möglich sei, hier während meines Londoner Aufenthaltes morgens die heilige Messe zu lesen.

In einer Sakristei, so nett und sauber und zierlich, als läme sie ganz frisch aus einem Nürnberger Spielwarenladen, fand ich gleich meinen Herrn Sakristan wieder, und ich beeilte mich, ihm mein Anliegen so gut als möglich auf englisch vorzubringen.

„Ich bin ein katholischer Priester aus der Diözese Fulda in Deutschland und möchte gern hier Messe lesen, wenn es möglich ist,“ sagte ich. Um aber noch etwas Empfehlenswertes vorzubringen, fügte ich bei: „Wissen Sie, ich komme von Fulda, wo der heilige Bonifatius, der Sohn Englands und Apostel Deutschlands, begraben liegt.“

„O yes, Father,“ antwortete dieser Gentleman von einem Sakristan, „der Name Fulda ist mir wohl bekannt, und ich weiß auch, daß Sankt Bonifatius dort begraben liegt. Sie können sehr wohl jetzt hier Messe lesen. Gewiß haben Sie ein Celebret bei sich, das ich vorher dem hochwürdigen Rektor der Kirche vorlegen kann.“

Ich holte aus meiner Briestafche mein Beglaubigungsschreiben der bischöflichen Behörde, und der Herr Sakristan entfernte sich, nachdem er mir noch einen Betstuhl gezeigt und mich gebeten hatte, ihn für einen Augenblick zu entschuldigen. Es schien aber auch wirklich nur ein Augenblick. Denn ich hatte mich kaum niedergemiet und die vorgeschriebenen Gebete „ante Missam“ begonnen, als er wieder, und zwar mit einem außergewöhnlichen stattlichen, fast hünenhaften Geistlichen zurückkehrte, der sich mir als Rektor der Kirche vorstellte und mir mein Celebret mit einem freundlichen all right zurückhandigte.

Es freut mich, daß auf das Mustereemplar eines Küsters nun auch das eines Geistlichen mir hier begegnete. Ich kam mir ordentlich klein vor, als ich bemerkte, wie er in einer buchstäblich physischen Herablassung und einem gütigen Lächeln mein lädenhaftes Englisch zu verstehen suchte. Was er nicht verstehen konnte, wußte er wohl zu erraten. Er bedauerte aufrichtig, meiner Messe nicht beiwohnen zu können, da ihn dienstliche Pflichten gleich anderswohin riefen. Und so ließ er mich denn mit seinem

Herrn Sakristan allein, nachdem ich seine Einladung, in seiner Wohnung das Frühstück zu nehmen, dankend abgelehnt hatte.

„Meine Aufmerksamkeit“ . . . Doch hier unterbrach sich der Erzähler selbst und bemerkte: „Entschuldigen Sie, Herr Referendar, daß ich so unaufmerksam bin und Sie vor einem leeren Weinglas sitzen lasse!“ Sprach's, goß ihm wieder ein und setzte seine Schilderung fort:

„Also, wie gesagt, meine Aufmerksamkeit galt nun wieder allein dem merkwürdigen jungen Großstadtküster, der jetzt mit Gewandtheit und vollkommen geräuschlos die nötigen Vorbereitungen zur Messe traf. Ich muß in der Tat gestehen: ich war diesmal nicht besonders andächtig bei meiner Vorbereitung auf das heilige Opfer, denn es machte mir gar zu großes Vergnügen, Beobachtungen darüber anzustellen, wie schön er alles in Ordnung hatte und wie flink ihm alles von der Hand ging. Man sah, daß er vertraute Arbeit tat und in seinem Dienst kein Stümper war.“

Bald lagen die heiligen Gewänder zum Anziehen bereit, die Kerzen brannten wieder auf dem Altar, und dienstbeflissen trat der junge Herr hinter mich, um mir beim Ankleiden behilflich zu sein. Er zupfte mir unten die Älbe so gründlich und schön zurecht, als sollte ich darin photographiert werden. Auch reichte er mir die einzelnen Teile des Messgewandes in so richtiger Reihenfolge, wie es nur jemals ein Fachmann fertig bringen konnte.“

Hier glaubte der Herr Referendar dem häufigen Lob doch einen kleinen Dämpfer aufsetzen zu müssen, indem er dazwischen warf: „Ich fürchte, Sie schämen all diese Bagatellen etwas zu hoch ein, Herr Pastor! Es ist doch selbstverständlich, daß einer, der sonst nichts zu tun hat, doch diese Kleinigkeiten los hat, und zudem wird der gute Mann für seinen Dienst bezahlt, und so kann man wohl von ihm verlangen, daß er seine Sache richtig macht.“

Der Herr Pastor lächelte und meinte kurz: „Verzeihen Sie, die Geschichte ist noch nicht zu Ende und darum wohl auch ein endgültiges Urteil noch nicht gut möglich. Ich fürchte nur, Sie mit der etwas langstieligen Bagatelle zu langweilen.“

Der junge Gast war höflich und wohlgezogen genug, zu bemerken: „Ganz im Gegenteil, Herr Pastor und zudem ist Ihr Forster Riesling ganz vorzüglich.“

Der geistliche Herr suchte dieses Lob dadurch zu belohnen, daß er eine zweite Flasche kommen ließ und fuhr dann fort:

„Da ich an jenem Morgen in London noch gar nichts von einem Messdiener gesehen hatte, so fragte ich, als alles zum Beginn der heiligen Messe bereit war: „Ist vielleicht ein Junge da, der mir ministrieren kann?“

„Ein Junge ist da, Father,“ sagte der Herr Sakristan, „aber ich werde selbst die Messe dienen wenn es Ihnen angenehm ist.“

Das war mir allerdings sehr angenehm, nur sprach ich die Befürchtung aus, er hätte vielleicht in der Zeit irgend etwas anderes in seinem Dienste besorgen können. Der junge Herr schaute auf die Uhr und bemerkte kurz, er habe noch ganz bequeme Zeit. Damit nahm er auch schon das Messbuch in die Hand und stellte sich an die Sakristeitüre. So beugte ich denn mein Haupt vor dem Kreuztisch auf dem Ankleidetisch und sprach mein gewohntes „Adjutorium nostrum in nomine Domini.“ Und ganz wie ich es daheim gewohnt war, antwortete mein englischer Ministrant: „Qui fecit coelum et terram.“ Die Sakristeiglocke ertönte leise, und wir schritten zum Altare.

Die folgende heilige Messe nahm ihren ungestörten Verlauf, da mich mein Herr Sakristan nirgends und niemals mit Antwort oder Handreichung im Stiche ließ. Ich wünschte wirklich, daß überall die lateinischen Gebete des Altardiener mit solcher Korrektheit und ehrfürchtiger Andacht gesprochen würden.

(Schluß folgt.)

Der hl. Vater über den Bonifatiusverein.

Wir sind der Meinung, daß von allen Veranstaltungen, in denen sich der Eifer des katholischen Deutschland für das Wachstum der Religion so wunderbar kundgibt, keine fruchtreicher und keine zeitgemäßer ist als euer Verein, und daß mit vollster Wahrheit gesagt werden kann: „Die Hauptpflicht des kath. Deutschland ist die Unterstützung des Bonifatius-Vereins.“ (Breve an den Generol-Vorstand.)

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Kindererziehung.

Rose Blätter von einem alten Prattikus.

(Fortsetzung.)

Die Zuchtmittel.

Hilft das Wort nicht, das gute Wort, Zureden und freundliche Mahnung, nicht das böse Wort, Schelte und nachdrückliche Drohung, dann muß härtere Strafe eintreten; das braucht immer noch nicht der Stock zu sein. Man kann das Kind einmal in die Ecke stellen, ihm eine Speise entziehen, die es gerne ißt oder dergl. Ein Kind zur Strafe „hungern“ zu lassen, d. h. ihm eine Mahlzeit zu entziehen, halte ich allerdings nicht für recht. Wenn es auch gerade keinen Schaden an der Gesundheit dadurch leiden mag, so erscheint es mir doch grausam, ein Kind an seinen natürlichsten und notwendigsten Lebensäußerungen zu hindern — außer in Ausnahmefällen. In einem Hause gab's zum Mittagessen u. a. weiße Rüben, die der älteste Junge, weil er sie nicht gerne aß, stehen ließ; als der Kostverächter am Mittag mit einem Varenhunger aus der Schule kam, stand der Teller mit weißen Rüben da und ein Stück Brot darauf. Das Brot aß er — die Rüben ließ er stehen; abends ging's ebenso. Am andern Morgen gab's zwar Kaffee und ein Brötchen — aber kein Frühstücksbrot für die Schule. Am Mittag aß der Junge die Rüben wie Zucker und versuchte nie mehr, seinen Geschmack in ähnlicher Weise durchzusetzen. Dabei war kein böses Wort gefallen und vielleicht war das das Beste an der Geschichte. Immerhin mag es auch Kinder geben, die einen natürlichen Abscheu vor manchen Speisen haben; hier Zwang anzuwenden, wäre unrecht. Aber das „Ich kann es nicht essen“ ist meistens nur so viel als „Ich mag es nicht.“ Ein Bekannter erzählte oft, daß sein Vater ihn und die Geschwister mit Zwirnsfäden an ein Stuhlbein gebunden haben, wenn sie Strafe verdient hatten; keinem von ihnen wäre es eingefallen, sich loszureißen, was ja ohne jede Mühe hätte geschehen können. Das ist ein gutes Zuchtmittel, aber nur da, wo die Kinder schon gut gezogen sind; vielleicht auch einmal eine Probe, ob sie's sind.

Wenn alle anderen Mittel erschöpft sind, kommt die körperliche Züchtigung an die Reihe. Allerdings gehen die Ansichten über die Berechtigung und Wirksamkeit dieser Strafart schroff auseinander. Da dieses Erziehungsmittel aber seit Menschengedenken im Gebrauch war und jedenfalls, so lange Menschen ihre Kinder erziehen müssen, angewendet werden wird, so ist es gewiß am Platze, etwas ausführlicher darüber zu sprechen. Lange theoretische Auseinandersetzungen sollen das freilich nicht sein, wir wollen nur zum Teil an der Hand von Beispielen besonders den Eltern zeigen, wann und wie sie diese Strafe anwenden sollen. Grundsätzlich halten wir daran fest, daß die körperliche Züchtigung im allgemeinen gerechtfertigt, in vielen Fällen empfehlenswert und in manchen Fällen sogar unentbehrlich ist. Schon der Heide Seneca sagt: „Gute Eltern pflegen ihr Kinder zuweilen zu tadeln mit freundlichen Worten, zuweilen mit Drohungen, zuweilen mit Schlägen zu züchtigen“, und an einer anderen Stelle: „Die körperliche Züchtigung schadet nicht, sondern heilt, obwohl sie zu Schaden scheint.“

Was die hl. Schrift sagt, ist bekannt: „Entziehe dem Knaben die Züchtigung nicht, wenn du ihn mit der Rute schlägst, so wird er nicht sterben . . . du wirst seine Seele von der Hölle erretten.“ (Spr. 23, 13.) Bei Eccl. (7, 30) gibt der hl. Verfasser sozusagen eine vollständige Pädagogik, in welcher die Anweisung für Bestrafung der Kinder obenan stehen. So sagt er, um einige Stellen hervorzuheben: „Wer seinen Sohn liebt, halte ihn stets unter der Ruchtrute . . . In der

Jugend gestatte ihm keine Gewalt . . . Verge seinen Nacken in der Jugend und schlage seine Seiten, während er noch ein Kind ist, damit er nicht verhärte und dir nicht mehr glaube, was dich schmerzen würde in der Seele. Auch der hl. Paulus mahnt die Eltern (Ephes. 6, 4): „Erziehet eure Kinder in der Demut und in der Zucht des Herrn,“ und im Hebräerbrieft spricht der hl. Paulus von den Strafen, die Gott über die Menschen verhängt, die er liebt, und er fügt bei: „Wo ist der Sohn, den der Vater nicht züchtigt?“ Die Erfahrung lehrt, daß Kinder, bei denen die Eltern in der Kindheit die Rute sparen, vielfach selber eine Rute werden für die Eltern.

Um Mißbräuche bei der Anwendung der körperlichen Züchtigung möglichst zu verhüten, wird es ratsam sein, sich das Versuchen vor Augen zu halten, das ich einmal irgendwo gelesen habe: „Warum reimt sich Hieb auf Lieb? — Weil die Liebe nur aus Liebe auszuteilen sind, wenn sich bessern soll das Kind.“ Strafe, wo du mußt oder glaubst zu müssen, erkenne wo und wie schwer — und wenn du erkannt hast, dann sei die eine Hand es, die züchtigt, die andere aber erhebt, gibt Liebe — das Herz aber hege nur Liebe. „Bei Kindern, an denen vernünftig, in christlicher Absicht und zur rechten Zeit gestraft wird, verliert der Erzieher nicht an Liebe,“ sagt Alban Stolz; es tritt hier eine ähnliche Erscheinung ein wie bezüglich der Geburtsschmerzen. Man will die Beobachtung gemacht haben, ein Weib liebe am meisten die Kinder, deren Geburt ihr die meisten Geburtsschmerzen verursacht habe. Gerade so liebt oft ein Kind grade den Elternteil — Vater oder Mutter — am meisten, der strenge Zucht gehandhabt hat, und dabei mit Ueberlegung und richtiger Anwendung verfahren ist.“ Auch andere Erzieher werden es bestätigen, daß Jungen, die in der Schule manche fühlbare Erfahrung gemacht haben, später am anhänglichsten sind. Jedenfalls ist es nicht immer richtig wenn Weber irgendwo in Dreizehnlinden von den Hieben meint: „Weiß nicht ob sie Nutzen stiften, doch sie stiften keine Liebe.“ Eine Dame wurde einmal gefragt, wie sie es angefangen habe, ihren wilden Jungen zu einem so prachtvollen Menschen zu erziehen. Lächelnd erwiderte sie: „Mit Liebe und — mit Hiebe!“ Diese beiden Medikamente gut vermischt, geben den besten Heiltrank für die Kinderstube. Es ist ja nicht der rein äußerliche Schmerz, der der körperlichen Strafe ihre wahre Kraft verleiht. Der Schlag von der Hand des Vaters oder eines väterlichen Erziehers wirkt ganz anders als der viel kräftigere Schlag eines unvorsichtigen mutwilligen Kameraden. Der Knabe fühlt anders, wenn im Spiele ein Mitschüler den Vater oder Lehrer darstellend ihm Schläge aufmischt und anders wenn der Vater oder Erzieher selbst ihn schlägt. Durch den in erzieherlicher Absicht zugesügten Schmerz redet die Seele mit der Seele. „Die Schläge des Liebhabers meinen es gut“ sagt der weise Salomon, und zum Zwecke der Erziehung erteilte körperliche Strafen sind „Schläge des Liebhabers“. Jedenfalls darf dieses Reden der Seele mit der Seele bei keiner erzieherischen Strafe auch nicht bei der körperlichen Züchtigung fehlen. (Fortsetzung folgt.)

Das alte Gasthaus.

Eine Ansprache an junge Leute. (Von Förster.)

Wenn junge Leute das erstemal in eine fremde Stadt kommen und an dem Bahnhof heraustreten, so empfängt sie der vielstimmige Chor der Hotelportiers und es fliegen ihnen folgende Worte zum Empfang an den Kopf: „Schwarzes Lamm, Römischer Kaiser, Weißes Roß, Goldner Dohse, Adler, Hirsch, Engel.“

Sie gehen nun näher an die Hotelwagen heran und sehen die verschiedenen Empfehlungen: „Vorzügliche Küche, Zentralheizung, eigene Weine, zweihundert Betten, ruhige Lage, altes Haus etc.“ Endlich fahren sie mit dem, der am lautesten schreit, und der am meisten verspricht für das wenigste Geld. Schon nach der ersten Nacht aber, da merken sie: das ist kein sauberes Haus, es riecht auf allen Gängen, es beißt in

der Nacht, das Fett ist schlecht, die Rechnung unverschämt, und außerdem sind ein Paar Strümpfe aus dem Koffer verschwunden, und zwar gerade die, an denen die Mutter am liebevollsten gestrickt hat. Und die Gäste, mit denen man morgens frühstückt, sehen alle aus, als kämen sie gerade vom Gericht und seien sie nur aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Da denkt man: Wie gut wäre es doch, wenn man eine zuverlässige Empfehlung hätte an ein solides Haus, in dem man zwar nicht den allerneuesten Komfort hat, in dem aber auch keine Strümpfe fortkommen, und wo man ein sauberes Bett und eine einfache, aber mütterliche Küche findet.

Solches Erlebnis ist ein Gleichnis. Wenn der junge Mensch heute ins Leben tritt, dann empfängt ihn ein vielstimmiger Chor: das sind alle die modernen Lehren, die sich ihm als Absteigequartier anbieten und in wirrem Durcheinander auf ihn einreden und ihre Vorzüge anpreisen. Er geht nun vielleicht auch dorthin, wo am lautesten geschrien wird, und wo die saftigsten Versprechungen gemacht werden. Und oft genug merkt er zu spät, daß er betrogen ist, und daß aus seiner Seele gerade die Dinge gestohlen sind, für die seine Mutter gerade am meisten gesorgt und gearbeitet hat — und er bringt den üblen Nachgeschmack von verdorbener Kost auf lange Zeit nicht weg.

Wie gut, wenn man rechtzeitig eine Empfehlung an eine altrenommierte zuverlässige Wahrheit hat, die nicht viel schreit die aber hält, was sie verspricht und keinen schlechten Nachgeschmack hinterläßt!

Aber sind die alten Wahrheiten nicht für alte Leute, die gerne am gewohnten Kachelofen und in ausgetretenen Filzschuhen bleiben? Warum soll die wagemutige, lebenslustige Jugend sich nicht um die jungen und neuen Wahrheiten von heute und morgen scharen?

Ja, wenn der Vergleich nur zuträfe! Die alten Wahrheiten haben schrecklich wenig mit Kachelöfen und mit Filzschuhen zu tun. Sie sind wie Kriegstrompeten, die in die warme Stube gellen und den Weichling zu den Waffen rufen. Sie reißen den Menschen aus allen Bequemlichkeiten heraus, schlagen ihm die Filzschuhe um die Ohren, verspotten alle Angst um sein teures Ich, jagen seine süßen Wünsche in die Kinderstube, legen ihm eine eiserne Rüstung um, verlangen übermenschliche Heldentaten und lassen ihm Tag und Nacht keine Ruhe, bis er die Siegestrone errungen. Und die neuen Wahrheiten? Ja, die sind sehr komfortabel. Die sind eine bequeme Botschaft für alle gebrechlichen Charaktere, ein Filzschuh-Evangelium für alle schlaffen Willen, eine Wärmlflasche für alle blutarmen Seelen. Sie erlauben uns alles, sie muten uns nichts zu, sie trauen uns keine Heldentaten zu, und ihre Weisheit läßt sich in die Worte fassen: „Da ihr nun doch einmal Waschlappen seid, so handelt auch als Waschlappen!“

Die alte ewige Wahrheit aber flüstert der Seele zu: Laß dich nicht betrügen — du weißt es besser. — du kommst von Gott und willst zu Gott. —

Seele, vergiß nicht deines ewigen Lebens!

Eine musterhafte christl. Familie in China.

Der hochw. Leo Ling schreibt: „Auf meines Vaters Seite waren meine Vorfahren Christen seit drei Geschlechtern, und auf meiner Mutter Seite sogar noch länger. Von acht Kindern schenkte sie vier dem Herrn. Ich wurde im Jahre 1908 zum Priester geweiht, mein Bruder im Jahre 1909. Er ist jetzt Professor im Seminar zu Hangchow. Zwei meiner Schwestern weihten sich dem Ordensleben; eine von ihnen ist jetzt zu Shao Thingin an der dortigen Waisenanstalt. Zu Hause hatten wir eine kleine Kapelle, wo die ganze Familie, von Eltern bis Enkelkindern, sich morgens und abends zum Gebete versammelte. Wir bildeten eine kleine Anstalt für uns, so viele waren unser. Wahrlich hat der Herr unser gedacht, daß er uns ein so frommes Beispiel geben ließ.“

(Mitt. d. Ver. d. Gl.-Verbr.)

Splitter.

Der Wert des Mannes besteht: in Geschicklichkeit zu möglichst Vielem, in Genügsamkeit zu möglichst Wenigem, Entschlossenheit in Allem.